

# IN MEMORIAM.

„Zum Gedächtniss“

von

Alfred Tennyson.

Aus dem Englischen übersetzt

von

Agnes von Böhmen.

---

Berlin, 1874.

Gebrüder Bornträger.

Ed. Eggers.

WATSON

IN MEMORIAM.



# IN MEMORIAM.

„Zum Gedächtniss“

von

Alfred Tennyson.

Aus dem Englischen übersetzt

von

Agnes von Böhmen.

381350  
x. 6. 40

---

Berlin, 1874.

Gebrüder Borntraeger.  
Ed. Eggers.

Berlin:  
Druck der Franz Krüger'schen Buchdruckerei.

## Vorwort der Uebersetzerin.

---

In Memoriam „Zum Gedächtniß“ hat der Dichter dem Andenken seines frühverstorbenen Jugendfreundes Hallam gewidmet.

Arthur Henry Hallam, geb. 1811 zu London, der Sohn des namhaften Historikers und Kritikers Hallam, verrieth schon als Kind eine ungewöhnliche Begabung. Im Alter von 14 Jahren dichtete er mehrere „Tragödien“, wenn diese ersten jugendlichen Produkte so genannt werden können. Auf der Universität zu Cambridge wurde er durch seine glänzenden Geistesgaben, die gewinnende Milde und ernste Innigkeit seines Wesens der Mittelpunkt eines auserlesenen Kreises, den die strebksamsten und hervorragendsten Studirenden bildeten. Unter diesen befand sich auch der um zwei Jahre ältere Alfred Tennyson, der bald der vertrauteste Freund des jungen, ihm geistesverwandten Hallam wurde. Auf einer Reise durch Deutschland, die Hallam im Jahre 1833

mit seinen Eltern machte, ereilte ihn in dem blühenden Alter von 22 Jahren in Wien plötzlich der Tod. Seine Leiche wurde nach England gebracht und in der Dorfkirche zu Clevedon (Somersetshire) begraben. (Darauf bezüglich die Nummern 9—19.) Später veröffentlichte der Vater den prosaischen und poetischen Nachlaß des früh Dahingeschiedenen: *Remains in Verse and Prose of A. H. Hallam.* London.

Daß eine so schöne und glänzend angelegte Natur in der Blüte der Jünglingsjahre dahingerafft wurde, mußte den Kreis der nähern und fernern Freunde tief erschüttern. Am tiefsten aber ward Alfred Tennyson durch den unerwarteten Schlag getroffen. Im Jahre 1849, 16 Jahre nach Hallam's Tode erschien *In Memoriam*. Kein andres Erzeugniß eines lebenden englischen Dichters darf sich einer so allgemeinen Verbreitung und liebevollen Aufnahme rühmen, als dieses seltsame, ebenso bewunderte, wie getadelte Buch: bewundert wegen der Tiefe des Gefühls, die sich darin kund gibt; getadelt wegen der mystischen Richtung, in welche sich der Dichter zuweilen verliert. Aber abgesehen von den hin und wieder auftauchenden mystischen Unklarheiten und von einer sich oft bis ins Ueberschwängliche steigernden Empfindungs- und Auffassungsweise, zu der ein so tiefes Versenken in den Schmerz leicht führen kann, bleibt doch so viel kräftig Schönes, Eigenthümliches und Erhebendes, daß der Leser reichliche Entschädigung findet für die wenigen Gesänge, welche jene gerügten Eigenchaften an sich tragen.

In einem Cyklus von Gedichten finden die verschiedensten Empfindungen und Stimmungen Ausdruck, welche ein bekümmertes Gemüth um den Verlust eines geliebten Todten durchlebt. Mit feinen, zarten Schattirungen sind alle Phasen dargestellt, durch welche die vereinsamte, leidende Seele hindurchgeht: von dumpfer Betäubung, Herzweiflung, hoffnungslosem Kummer bis zum ersten Schimmer der wieder erwachenden Hoffnung, des Vertrauens und der Ergebung in den göttlichen Willen, bis zum endlichen Siege der gesundenden und erstarnten Seele. Diese, in einem innern Zusammenhange stehenden Gedichte, werden durch andre unterbrochen, in welchen der Dichter Fragen zu lösen sucht über das Räthsel des Lebens, über

„Jenes qualvoll uralte Räthsel,  
Worüber schon manche Häupter gegrüßelt,  
Häupter in Hieroglyphenmützen,  
Häupter in Turban und schwarzem Barett,  
Perückenhäupter und tausend andre  
Arme, schwitzende Menschenhäupter —

Fragen wie: Woher kommt der Mensch? Wohin geht er? Wenn es ein zukünftiges Leben gibt, wird dieses ein bewußtes Leben sein? Warum mußte gerade ein so reich begabtes Wesen vernichtet werden, dessen Anlagen in ihrer vollsten Entfaltung nur der Welt zum Segen gereicht hätten? Fragen und Zweifel, die sich jedem denkenden Menschen aufdrängen, besonders aber das schmerzbefangene Gemüth quälen. Diese Lebensfragen sucht der Dichter zu lösen, nicht wie der Phi-

Joseph oder der Theologe, sondern wie ein Dichter, indem er sich seinem intuitiven Genius und seiner ahnungsreichen Phantasie überläßt.

In Memoriam ist vorzugsweise ein Buch für die Traurigen und Trauernden, für jene „stille Gemeinde“, die überall und zu allen Seiten eine unsichtbare Kirche bildet. Diesen, den Schwergeprüften und dabei ernst Strebenden und Kämpfenden widmet die Uebersetzerin ihr Buch. Was ihr Muth gibt die Veröffentlichung der überseßten Gedichte zu wagen, ist die Hoffnung und der Wunsch, daß manches von Gram und düsterer Gemüth in diesen Gesängen Trost und Erquickung finden möge, einen Halt um sich aufzurichten und aus selbstsüchtigem Schmerze zu dem Entschlusse sich emporzuringen das von der Vorsehung auferlegte Leid zum Heil der noch Lebenden zu verwerthen.

---

○ ew'ge Liebe, die wir Gottheit nennen!

    Du, deren Angesicht wir nimmer sahn,  
    Der wir anbetend nur im Glauben nahn,  
    Und gläubig, wo wir Nichts beweisen können.

Dein ist die Bahn des Lichtes und der Nacht;

    Du schufst Leben jeder Creatur;  
    Du schufst Tod und Deines Fußes Spur  
Trägt schon der Schädel, welchen Du gemacht.

Du lässt den Menschen nicht in Grabsruh:

    Warum er ward, er kann es nicht verstehn;  
    Er glaubt, nicht um nur sterbend zu vergehn,  
Denn Du erschufst ihn: gerecht bist Du!

Du scheinst ein menschlich, scheinst ein göttlich Sein,

    Die heiligste und höchste Menschlichkeit:  
    Wir wandeln hier beschränkt durch Raum und Zeit;  
Wir haben Freiheit um sie Dir zu weihen.

Wir schaffen Säzungen der Erdenzeit;  
Sie währen ihren Tag und enden hier:  
Sie sind gebrochne Strahlen nur von Dir,  
Und Du bist mehr als sie in Ewigkeit!

Wir glauben nur, wir wissen Nichts auf Erden,  
Denn was wir sehen, Das nur wissen wir;  
Und dennoch glauben wir, es kommt von Dir,  
Ein Strahl in Nacht: o laß ihn heller werden!

O laß Erkenntniß wachsen mehr und mehr!  
Doch mehr noch Andacht unser Herz durchdringen,  
Daz Geist und Seele rein zusammenklingen  
In vollern Harmonien wie bisher.

Wir sind nur arme Thoren und wir wagen  
Zu spotten Dein, wo wir nicht fürchtend beben;  
Doch hilf, o Herr, den Thörichten zu leben,  
Hilf Deiner eiteln Welt Dein Licht zu tragen.

Vergib was meine Sünde schien in mir,  
Was mein Verdienst erschien seitdem ich bin;  
Denn Menschenwerth lebt kurz wie Menschensinn,  
Und reichtet nicht, o Herr, hinauf zu Dir.

Vergib den Gram um Einen, den auf Erden  
So schön ich fand — dein Kind — du rießt ihn fort;  
Ich traue nun er lebt in Dir und dort  
Find' ich ihn würd'ger noch geliebt zu werden.

Vergib mir diese wilden, wüsten Klagen,  
Die der verlorenen Jugend Pfad verwirrten!  
Vergib wo sie in Deiner Wahrheit irrten,  
Und laß mich Deinen Willen weiser tragen!

1849.

IN MEMORIAM

A. H. H.

OBIIT MDCCCXXXIII.

I.

Mir galt es wahr, wovon mit hellem Klange  
Er tönen reich und voll des Sängers Saiten:  
Es kann der Mensch empor die Staffel schreiten  
Aus todtem Selbst zu höherm Lebensgange.

Doch wer vermag den Jahren vorzugreifen,  
Schon jetzt Verlust zu paaren mit Gewinn?  
Wer streckt die Hand schon durch die Zukunft hin,  
Nach späten Früchten, die aus Thränen reisen?

Lieb' halte Leid, auf daß nicht beide sinken;  
Läß Nacht nicht ihren schwarzen Glanz vertauschen,  
Denn süßer ist sich im Verlust berauschen  
Und mit dem Tode Brüderschaft zu trinken,

Als daß der Spott der siegsbewußten Stunden  
Verhöhnt die späte Frucht, der Liebe Pfand:  
„Seht ihn, der Liebe und Verlust gekannt,  
Doch Lieb' und Kummer sind dahingeschwunden!“

II.

Du alter Taxus, der die Leichensteine  
Mit seinem düsterstarren Laube säumt,  
Die Fasern strickt ums Haupt, das ausgeträumt,  
Und seine Wurzeln schlingt um die Gebeine.

Ein jeder Lenz läßt neue Blüten tragen,  
Und neues Leben keimt in der Natur;  
Es schlägt in deinem Schatten fort die Uhr,  
Wenn längst das Menschenherz hat ausgeschlagen.

Dich kümmert nicht der Lenz und nicht das Blühen,  
Dich bleichtet weder Sturm noch Regenschauer;  
Dein tausendjährig starres Reich der Trauer  
Versehret keiner Sommersonne Glühen.

Und wie ich, dich betrachtend, weile hier  
Und wünsche Dir an Festigkeit zu gleichen,  
Fühl' ich das Blut aus meinen Adern weichen  
Und wähne, daß ich werde eins mit Dir.

III.

O Gram, o grausamer Gefährte du!  
O strenger Priester in des Todes Reich,  
Was flüstern bitter nur und süß zugleich  
Mir deine trügerischen Lippen zu?

Sie flüstern: „blindlings geht der Sterne Lauf;  
Der Himmel ist mit einem Flor umspannen;  
Von wüsten Stätten und erloschnen Sonnen  
Tönt gessend nur ein Klageschrei herauf:

„Dort steht das Phantom, Natur genannt!  
Mit seinen Harmonien im weiten All  
Nichts als mein eigner hohler Wiederhall, —  
Ein leerer Schatten nur mit leerer Hand.“

Soll ich vertrauen solcher blinden Macht,  
Als mein natürlich Erbtheil zu ihr beten?  
Soll ich als sünd'ges Erbe sie vertreten,  
Die auf der Schwelle meiner Seele wacht?

IV.

Im Schlaf weicht meine Kraft von hinnen;  
Den Willen lähmt die Nacht, die starke;  
Ich treib' in steuerloser Barke  
Und muß mit meinem Herzen finnen:

O Herz, wie hat sich's zugetragen,  
Dß jetzt die Kraft des Wollens ruht,  
Dß Dir zum Fragen fehlt der Muth,  
„Was macht mich nur so langsam schlagen?“

Das ist's, was dir genommen ward,  
Ein Glück aus früher Jugend her.  
Brich, tiefer Kelch von Thränen schwer,  
Die durch den Gram zu Eis erstarrt!

So ziehet Nachts der Sorgen Heer  
Die willenlose Seele nieder;  
Am Morgen spricht der Wille wieder:  
„Sei des Verlustes Spiel nicht mehr!“

V.

Oft will ich's fast für Sünde halten  
Den Schmerz in Worten zu ergießen;  
Denn Worte doch nur halb erschließen  
Und bergen halb der Seele Falten.

Doch für das ruhelose Herz  
Liegt in dem Lied des Balsams Quelle;  
Gleichförmig tönt des Rhythmus Welle,  
Betäubt wie Schlummertrunk den Schmerz.

In Worte hülle ich mich ein,  
Daz sie wie schützendes Gewand,  
Wenn Sommerswärme längst entchwand,  
Mir gegen Kälte Schutz verleihn.

Doch von dem Weh so tief und schwer,  
Das ihre Falten bergend fassen,  
Sind sie der Umriß nur, in blassen  
Verwischten Zügen, und nichts mehr.

VI.

Der Eine schreibt, daß „ja noch Freunde leben“,  
    Dß der Verlust gemeinsam Loß auf Erden“ —  
    Und immer leerer leere Reden werden  
Und Spreu wird wohlgemeint statt Korn gegeben.

Dß der Verlust gemein, das lindert nicht  
    Des meinen Bitterkeit, erhöht mein Weh:  
    Zu allgemein! Kein Morgen schwindet je  
Zum Abend hin, daß nicht ein Herz bricht.

O Vater, du gedenkst vertrauensvoll  
    Des tapfern Sohnes Wohl zu dieser Stunde;  
    Ein Schuß, eh' noch das Glas von deinem Munde,  
Zerstört das Leben, das aus deinem quoll.

O Mutter, du flehst Gottes Schutz herab  
    Auf den Matrosen, den jetzt Wogen tragen —  
    Jetzt senkt man ihn in's Segeltuch geschlagen  
In's weite, ruhelose Flutengrab.

Ihr wißt nicht mehr als ich, da ich noch strebte  
    Ihn zu erfreun in jener letzten Stunde,  
    Noch sinnend hoffte ihm zu geben Kunde  
Von Allem, was ich dachte und erlebte.

Ich harrte stets auf unser Wiedersehn  
Und meine Wünsche eilten ihm entgegen;  
Ich folgte ihm im Geist auf allen Wegen  
Und fand mich immer ihm zur Seite stehn.

O Mädchen, ahnungsslos und unbefangen!  
Jetzt eilest du dein goldnes Haar zu binden,  
Und bist erfreut Dich gar so schön zu finden,  
Arm Kind! Du harrst des Liebsten voll Verlangen!

Denn jetzt erglänzt das Haus im Festgewand  
Für einen Gast, den theuersten von Allen;  
Sie denkt „dies wird am besten ihm gefallen,”  
Und schmückt das Haar mit Rose oder Band.

Denn er wird sie heut' Abend sehn und loben,  
Und wie sie's denket ihre Wange glüht;  
Noch einmal kehrt zum Spiegel sie und zieht  
Zurecht die kleine Locke, die verschoben.

Als sie sich wandte — da vollzog der Wille  
Des Schicksals sich: er, dem ihr Herz gehörte,  
Ertrank in tiefer Flut — vielleicht zerstörte  
Ein Fall vom Ross des Lebens reiche Fülle.

O welches Roß wird nun das ihre werden?  
Und was bleibt mir von dem erlebten Glück?  
Vereinsamt Mädchenleben ihr Geschick,  
Für mich kein zweites Freundesherz auf Erden!

VII.

Du dunkles Haus! ich kann's nicht lassen,  
Hier steh' ich wie in frühern Tagen;  
Hier hat mein Herz oft rasch geschlagen  
Voll Hoffnung seine Hand zu fassen,

Die ich nicht mehr umfassen kann —  
Schau her, denn schlafen kann ich nicht,  
Und gleich dem Diebe schleich' ich dicht  
Zur Thür im Morgengrau'n heran.

Er ist nicht hier; von ferne wieder  
Wird das Getös des Lebens laut,  
Und todesbleich durch Regen schaut  
Der fahle Tag auf mich hernieder.

VIII.

Ein Liebender verlangend eilt  
Zu ihr, die ihn von Herzen liebt;  
Als man am Thor ihm Antwort gibt,  
Dass jetzt sie in der Ferne weilt.

Da wird er trüb', der Zauber schwindet  
Mit einem Mal von Haus und Hain;  
Nacht hüllt die ganze Stätte ein,  
Und jeden Raum er öde findet:

So find' ich jeden lieben Ort,  
Wohin wir Beid' den Schritt gelenkt;  
Auf Fluren, Straß' und Zimmer senkt  
Sich Dunkelheit, denn Du bist fort.

Doch wie auf den verlassnen Wegen  
Der Andre noch ein Blümchen sieht,  
Einst unter ihrer Pfleg' erblüht,  
Entblättert jetzt von Wind und Regen;

So scheint es mir in meiner Noth  
O mein verlass'nes Herz mit Dir;  
Der Dichtkunst arme Blume hier,  
Ob ungewartet, ist nicht todt.

Und da Du einst sie gern gesehen,  
Pflanz' ich auf deine Gruft sie ein,  
Um hier, wenn's möglich zu gedeih'n,  
Wenn nicht, hier sterbend zu verwehen.

IX.

O schönes Schiff, das von Italiens Strand  
Durchfurchtest jetzt die weite Meeresstille  
Mit des verlorenen Freundes theurer Hülle,  
O breit' die Schwingen hin zum Vaterland!

Zu uns, die wir vergebens klagen;  
Und mögen günst'ge Winde schwellen  
Die Segel Dir und güt'ge Wellen  
Den heil'gen Schrein herüber tragen!

O gleite ungestört in stiller Nacht,  
Bis über Dir, im thau'gen Dämmerschein,  
Der helle Morgenstern, so klar und rein  
Wie einstmals unsre Liebe, funkelnnd wacht!

Strahlt ihr Gestirne mild und klar!  
Ruh' gütiger Himmel ob der Flut!  
Ruh' gütige Winde, wie er ruht,  
Der meiner Liebe Bruder war.

Mein Freund, den ich auf Erden hier  
Nicht wiederschau' in Lust und Schmerz;  
Mir theuer wie ein Mutterherz,  
Mehr als die eignen Brüder mir!

X.

Ich höre, wie am Kiel sich bricht die Welle;  
Ich hör' die Glocke läuten in der Nacht;  
Ich seh' den Steuermann auf seiner Wacht;  
Ich seh' das Fenster der Cajüte helle.

Du bringst den Schiffer heim aus Sturmesebeben;  
Und Reisende aus fernen Sonnenwenden;  
Und Briefe bringst du zitternd bangen Händen;  
Und deine dunkle Fracht — erloschnes Leben.

So bring' ihn denn — wir sind noch wahnbefangen.  
Es schmeichelt dieser Ruhe äufrer Schein,  
Den heimisch großgezognen Träumerein,  
Woran wir Thoren der Gewohnheit hangen.

Denn süßer will die Ruhestatt uns dünken,  
Wo sich mit Grün der Rasen überzieht,  
Und wo die Dorfgemeinde niederkniet  
Um aus dem gottgeweihten Kelch zu trinken;

Denn daß dich wilde Wogen brausend rollen,  
Und schleudern klaffertief in salz'ge Fluten,  
Und Hände, die so oft in meinen ruhten,  
Mit Tang und Muscheln ruhlos treiben sollen.

XI.

Still ruht der Morgen, still die Welt,  
Als könnten sie mein Leid erfassen;  
Nur durch das Laub, schon im Verbllassen  
Leisraschelnd die Kastanie fällt.

Still ruht der Frieden auf der Haide  
Und auf des feuchten Ginsters Thau,  
Auf Sommerfäden silbergrau,  
Ein zitternd goldiges Geschmeide.

Still ruht das Licht auf weitem Plan,  
Der sich im Herbstgewande streckt,  
Mit Meilern, Thürmen überdeckt,  
Bis hin zum weiten Ocean.

Still ruht die Luft, die Blätterfülle  
Schon roth zum Fall in kurzer Frist;  
Und in mir — wenn da Stille ist —  
Wenn Stille! — der Verzweiflung Stille.

Still ruht das Meer und silbern schwebt  
Darüber stille Schlafeslust,  
Und still ist jene edle Brust  
Die sich nur mit der Welle hebt.

XII.

Wie eine Taube sich erhebt  
Die Trauerpost zu überbringen,  
Befestigt unter ihren Schwingen,  
Da wo ihr heißer Pulsschlag bebt:

So schwingt sich rastlos auf mein Sinn,  
Es sinkt zurück die Körperhülle,  
Die Last der Nerven und der Wille,  
Und über Klippen eil' ich hin,

Wo sich des Meeres Gürtel spannt  
Und südlich klar der Himmel blaut,  
Bis ich von fern das Schiff erschaut,  
Und weile flagend an dem Strand:

„Und kommst du so zurück, mein Freund!  
Und ist von meinem ganzen Lieben  
Nur dies allein für mich geblieben?  
Und war das Ende so gemeint?“

Und wenn ich flagend so gesäumt,  
Ich heimwärts meine Schwingen fehre,  
Heim wo der Körper weilt — und höre,  
Daz eine Stunde ich verträumt.

XIII.

Des Gatten Thränen sind auch meine Thränen,  
Wenn ihm ein Traum die Tüngstverlorne kündet —  
Er streckt die Arme hoffend aus und findet  
Die Stätte leer und unerfüllt sein Sehnen.

Verlust bewein' ich, der nicht altern will,  
Die Leere, wo sich Herz zum Herzen fand,  
Die Sehnsucht nach dem Druck der warmen Hand  
Und eine Stille, bis ich selber still.

Den Freund bewein' ich, den ich mir erwählt;  
O schrecklich, wenn ein Leben hingegangen!  
Der Mensch, an dem mein ganzes Herz gehangen,  
Ein Geist vom Hauch des Lebens nicht beseelt.

Komm Zeit und lehre mich manch künft'ges Jahr,  
Daz hier kein böses Traumgebilde waltet,  
Denn Alles scheint so seltsam nun gestaltet,  
Zum Weinen find' ich Muße immerdar,

Und zu entfalten meines Geistes Schwingen,  
Um zu erspäh'n die Segel auf der Flut,  
Als ob sie brächten fremdes Kaufmannsgut  
Und nicht die Bürde, die sie heimwärts bringen.

XIV.

Wenn Einer brächte mir die Kunde,  
Däß heut' das Schiff gelandet sei,  
Und ich stieg nieder an den Quai,  
Säh' ankern es auf sicherm Grunde;

Und würde gramumhüllt stehn  
Und auf die Schaar der Fremden blicken,  
Die den Bekannten freundlich nicken,  
Und leichten Schritt's vom Schiffe gehn;

Und wenn er dann mit ihnen ginge,  
Der meiner Seele Abgott war,  
Und reichte seine Hand mir dar,  
Und fragte altvertraute Dinge;

Und ich von meinem Gram erzählte,  
Wie alle Freude von mir wich,  
Und er voll Sorge über mich  
Verwundert fänne, was mir fehlte;

Und ich könnt' keine Spur ergründen,  
Däß Todeshauch berührt die Glieder,  
Und fänd ihn ganz wie früher wieder,  
Ich würde es nicht seltsam finden.

XV.

Zur Nacht erhebet sich ein Sturm es wehen,  
Da wo der Tag hinabsinkt in das Meer;  
Es kreist das letzte rothe Blatt umher  
Und an dem Himmel jagen wild die Krähen.

Der Wald erfrachte und es schwoll das Meer,  
Und auf der Wiese kauerte die Herde;  
Wild streifet noch der Sonnenstrahl die Erde,  
Und zuckt auf Thurm und Bäumen hin und her.

Und gäb' ich nicht der Hoffnung Raum,  
Daz sanft dein Kiel die Flut durchgleitet,  
Die klar wie flüss'ges Glas sich breitet,  
Ich trüg' den wilden Aufruhr kaum;

Und dennoch hält mich Furcht gefangen,  
Daz sich die Hoffnung nicht bewährt,  
Und wilde Unruh, schmerzgenährt,  
Will sich an jene Wolke hängen,

Die hoch und höher steigt nach oben,  
Und aufwärts zieht, was unten stürmt,  
Sich hoch am trüben Westen thürmt:  
Ein mächtig Bosswerk lichtumwoben.

XVI.

O welche Worte sind's, die mir entfielen?

Beherrscht das Herz ein launenhafter Wille,

Bald wilde Unruh, bald Verzweiflungsstille?

Kann Kummer wankelmüthig mit uns spielen?

Wird scheinbar nur berührt das tiefe Weh

In Sturm und Stille von des Wechsels Hand,

Und kennt es doch so wenig Unbestand

Im tiefsten Innern, wie ein stiller See,

Auf dem der Schatten einer Lerche zittert,

Die hoch sich wiegt im dunkeln Wolkenschöß? —

Hat auch vielleicht der allzujähe Stoß

Mich einer schwachen Barke gleich erschüttert,

Die in der Nacht ans Felsenriff getrieben,

Noch machtlos schwankt, eh' sie zusammenbricht —

Hat mir der Stoß geraubt des Geistes Licht,

Daz kein Bewußtsein meiner selbst geblieben,

Und mich gemacht zu einem Fieberkranken,

Dem Alt und Neues wirr zusammenklingt,

Der Wahn und Wahrheit durcheinanderschlingt,

Vermischend Alles ohne Plan und Schranken.

XVII.

Du nahst, ersehntes Schiff! ein günst'ger Wind  
Trieb deine Segel heim und mein Gebet  
Hat wie der Lust Geflüster dich umweht,  
Um dich zu tragen über's Meer gelind.

Denn nahe bin ich dir im Geist geblieben,  
Und sah dich über Meeresflächen ziehn  
So manche Woche schon; die Tage flihn,  
Komm schnell! du bringst mir ja mein ganzes Lieben.

Von nun an ziehet, wo du auch magst gleiten  
Bei Tage und bei Nacht auf deiner Bahn  
Mein Segen, wie ein helles Licht voran,  
Gleich einer Leuchte, um dich heim zu leiten.

So ziehe, ob auch Stürme dich umgrauen,  
O heil'ge Barke in geweihter Hut!  
Und mögen in des Sommers dunkler Glut  
Aus Sternenschoß dir Balsamtropfen thauen!

Denn solchen Liebesdienst hast du gespendet,  
So theure Reste brachtest du zurück,  
Sein sterblich Theil — ihn selbst erschaut mein Blick,  
Erst dann, wenn mein verwaister Lauf geendet.

XVIII.

’S ist gut! Ist es auch wenig nur  
Im Vaterland die Gruft zu sehen,  
Aus seiner Asche wird erstehen  
Das Veilchen seiner Heimatflur.

’S ist wenig nur! doch scheint’s fürwahr  
Ein Trost den stillen Leib zu legen,  
Wo Freundesnamen ihn umhegen  
Und seiner Jugend Stätte war.

Kommt! tragt das Haupt, das schläft zur Ruh,  
Vielleicht nur Schafesmaske trägt;  
Kommt denn! und höret stillbewegt  
Dem Gottesdienst der Todten zu.

Und doch, und doch — könnt’s möglich sein,  
Ich würd’ auf’s treue Herz ihm sinken  
Und seine Lippen sollten trinken  
Mein halberstarres Leben ein:

Das stirbt nicht; duldet grambeschwert  
Und bildet langsam festern Muth,  
Bewahrt des Blick’s erloschne Gluth,  
Das Wort zum letzten Mal gehört.

XIX.

Die Donau gab dem Severnfluß  
Das stille Herz, das Ruhe fand;  
Sie senkten's nah dem schönen Strand,  
Den flüsternd streift der Welle Gruß.

Zweimal des Tags die Severn steigt,  
Es strömt das salz'ge Meer vorbei  
Und dämpfet den geschwätz'gen Wye,  
Daz Alles in den Hügeln schweigt.

Gedämpft auch meine tiefsten Schmerzen,  
Wenn thränenvoll, nicht Thränen fallen,  
Und Schmerzen überschäumend wallen,  
Ertränkend mir das Lied im Herzen.

Die Flut verrinnt, die Wellen künden  
Sich rauschend an im grünen Thal;  
Auch mir zerfließt die tiefre Qual,  
Und ich kann wieder Worte finden.

XX.

Die leichtern Schmerzen, die das Wort noch faßt,  
Die noch an tausend süßen Wünschen reich,  
Sind nur den Dienern eines Hauses gleich,  
Wo jüngst der Herr im Todeskampf erblaßt.

Sie können laut, was sie empfinden, klagen,  
Und weinen sich von ganzem Herzen aus:  
„Wir finden nimmermehr ein gleiches Haus  
Und gleichen Dienst“, sie tiefbekümmert sagen.

Den Dienern gleichen meine leichtern Schmerzen;  
Vom Worte können Lind'rung sie gewinnen;  
Doch gibt's ein andres, tiefres Weh da innen  
Und Thränen schon erstarrend in dem Herzen.

Denn an dem Herde weilen stumm und bleich  
Des Hauses Kinder in des Todes Sphäre,  
Sie blicken starr und theilnahmslos ins Leere,  
Raum athmen sie und gleiten schattengleich.

Doch unbefang'ne Rede tönt nicht mehr,  
Denn Lebensmuth und Lebensfreude schwinden  
Den leeren Platz zu seh'n und zu empfinden:  
„So gut, so liebend! und er ist nicht mehr!“

XXI.

Ihm sing' ich unter diesem Rasen,  
Und da das Riedgras mich umblüht,  
Pflück' ich von seinem Gras das Ried  
Zur Flöte, um darauf zu blasen.

Der Wand'rer hört das Lied der Schmerzen,  
Um oft mit barschem Ton zu sprechen:  
„Der könnte schwache Seelen schwächen,  
Zerschmelzen weiche Menschenherzen.“

Ein Andrer spricht: „Laßt ihn doch singen!  
Er liebt's den Schmerz zur Schau zu tragen,  
Um sich durch seine lauten Klagen  
Das Lob der Treue zu erringen.“

Ein Dritter zürnt: „Ist dies die Zeit  
Um fruchtlos eignen Schmerz zu singen,  
Wenn mehr und mehr die Völker ringen  
Nach Bürger-Unabhängigkeit?“

Die Zeit zu siechen und zu franken,  
Wenn Wissenschaft die Arme streckt  
Von Welt zu Welt, wenn sie entdeckt  
Der Sterne innerste Gedanken?“

Doch seht! ihr sprecht ein müßig Wort:  
Ihr kennt ihn nicht, den heil'gen Tod:  
Ich folge innerem Gebot  
Und singe wie die Vögel dort:

Der eine singt mit frohem Muth,  
Denn keines seiner Kleinen fehlt;  
Der andre klaget schmerzbeseelt,  
Denn ach! geraubt ist seine Brut.

XXII.

Der gleiche Pfad vom Thal zur Höh'  
Hat uns vier schöne Jahre lang  
Geführt denselben Lebensgang,  
Von Lenz zu Lenz, von Schnee zu Schnee.

Wir sangen wandernd leicht und frei,  
Und was uns bot die Jahreszeit,  
Wir nahmen's hin gar hocherfreut,  
Und zogen fort von Mai zu Mai.

Doch als der fünfte Herbst genährt,  
Wo unsre Bahn sich abwärts wand,  
Und wir noch an der Hoffnung Hand  
Herniederstiegen unsren Pfad,

Da harrte in dem engen Grund  
Der Schatten, vor dem Menschen zagen;  
Der hat mit grimmigem Behagen  
Zerrissen unsren schönen Bund.

Hat seines Mantels dunkle Falten  
Um deinen blüh'nden Leib geschlagen,  
Hat deiner Lippen letztes Klagen  
Mit Eisshaube aufgehalten;

Er trug dich fort zur stillen Rast,  
Wo ich fortan dich nimmer sehe,  
Ob ich auch forschend nach Dir spähe,  
Verdoppelnd meiner Schritte hast;

Und wie ich rastlos und allein  
Die freudelose Welt durchschreite,  
Scheint mir's als ob in öder Weite  
Der Schatten weilt und harret mein.

XXIII.

Oft in des Schmerzes Haft verstummt,  
Oft in des Liedes lautem Drang,  
Allein, allein zieh' ich entlang  
Und folg' dem Schatten schwarzvermummt,

Der jedes Glaubens Schlüssel wahrt,  
Und wandernd werd' ich oftmals lahm,  
Und schau zurück, woher ich kam  
Und vorwärts auf die öde Fahrt.

Und klage: „Anders war die Bahn,  
Als weder Blatt noch Blüten stumm,  
Doch von den Hügeln rings herum  
Uns flüsterte ein froher Pan;

Als jeder wechselnd Führer war,  
Und Phantasie von Phantasie  
Sich ihres Lichtes Leuchte lieh;  
Als in dem Innern wunderbar  
Sich regte eine Geistesfülle,  
Gedanken blitzesschnell entstanden  
Und mit Gedanken sich verbanden,  
Bevor noch in des Wortes Hülle;

Als noch die Welt voll Lieb' und Güte,  
Die Zeit nur gute Gaben brachte;  
Geheimnißvoll der Lenz erwachte  
Und unsres Blutes Herd durchglühte;

Als auf Argivischen Höhen sangen  
Der Weisheit Sänger göttergleich,  
Und uns aus Busch und Hain zugleich  
Arkadiens Hirtenflöten klangen.

XXIV.

Und war denn jene Zeit der höchsten Wonne  
So rein und ungetrübt, wie ich sie preise?  
Vorüberwandelnd trüben schwarze Kreise  
Ja selbst des Tages Quell, die klare Sonne.

War Alles gut und schön, was wir gefunden,  
So war die Erde jenes Paradies,  
Das nimmermehr sich Menschenaugen wies,  
Seitdem der erste Mensch daraus verschwunden.

Und ist es nur, daß durch des Kummers Flor  
Vergang'nes Glück nun um so heller schimmert?  
Steigt aus der Gegenwart zu Staub zertrümmert,  
Vergangenheit nur leuchtender empor?

Vielleicht nimmt die Vergangenheit nur an  
So hellen Glorienschein, weil sie uns fern,  
Und rundet sich zu dem vollkomm'nen Stern,  
Nicht sichtbar uns, da wir in seiner Bahn.

xxv.

Ich hab' gelebt in jenen Tagen,  
Als ich mit ihm des Weges ging,  
Des Tages Last wie heut' empfing,  
Die meine Schultern sollten tragen.

Doch war mein Schritt dann frei und leicht,  
Und fröhlich wie des Vogels Flug:  
Die Bürde liebt' ich, die ich trug,  
Weil Liebe Hülfe mir gereicht.

Nicht konnt' ich müde je verzagen,  
Denn Liebe theilte jeden Morgen  
Mit starker Hand die Last der Sorgen,  
Um eine Hälfte selbst zu tragen.

XXVI.

Es schleppt sich fort der Pfad, der traurig öde;  
Und ich mit ihm; denn mich verlangt's zu künden,  
Dass Liebe bleibt, ob auch die Monde schwinden,  
Was immerhin leichtfert'ger Zungen Rede.

Wenn jenes Auge, das bewachend schaut  
Auf Schuld und Unschuld; das schon heute sieht  
Den morschen Stamm im Baum, der grünend blüht,  
Und Thürme in Ruinen, kaum erbaut —

Wenn jenes Auge sähe durch die Zeit,  
— Es sieht, denn Zeit ist ihm nicht zugemessen —  
Im spätern Leben Freundschaft schon vergessen,  
Und Liebe enden in Gleichgültigkeit, •

Dann wünsch' ich mir, bevor der junge Tag  
Sich wieder über Indien's Meeren kündet,  
Dass mich der Schatten mit dem Mantel findet,  
Zu bergen mich vor meiner eignen Schmach.

XXVII.

Ich neide des Gefangnen Ruhe nicht,  
Der frei von edlem Zorn und Leidenschaft;  
Den Hänfling nicht, geboren in der Haft,  
Der nimmer kannte Lenz und Waldeslicht.

Ich neid' des Thieres wilde Freiheit nicht,  
Das auf dem Feld der Zeiten harmlos spielt,  
Und fessellos kein Schuldbewußtsein fühlt,  
Dem nie die Stimme des Gewissens spricht.

Noch neide ich, was oft ein Segen dünkt,  
Ein Herz, das nie der Treue Pfand gereicht,  
Doch durch den Sumpf der Trägheit weiter schleicht,  
Noch Ruhe, die der Leere nur entspringt.

Für mich ist's wahr — wohl habe ich's erkannt,  
Ich fühl's, wenn ich am tiefsten bin betrübt:  
S' ist besser, Du verlierst, was Du geliebt,  
Denn daß dein Herz die Liebe nie empfand.

XXVIII.

Es naht heran die Weihnachtszeit:  
Verhüllt der Mond, der Abend stille,  
Es tönet durch des Nebels Hülle  
Von Berg zu Berg das Festgeläut!

Vier Dörfer und der Stimmen vier,  
Nun über Moor und Anger schallen;  
Die Stimmen schwelen und verhallen,  
Als wären nah und fern sie mir.

Der Wind die Stimmen schwächt und schwelst,  
Sie strömen viermal und verhallen,  
Verkünden: „Frieden! Wohlgefallen!“  
Den Engelsgruß an alle Welt.

Ich legte mich voll Kummer nieder  
Dies Jahr und bin voll Gram erwacht,  
Und wünschte, daß mein Lauf vollbracht,  
Eh' diese Glocken tönten wieder.

Doch zwingen sie mein Herz noch heut',  
Wie einstmals meine Kindesbrust,  
Sie bringen Schmerz gemischt mit Lust,  
Die liebe traute Weihnachtszeit.

XXIX.

Mit unsers Grames so gerechten Klagen,  
Die täglich noch des Hauses Frieden stören,  
Und nur den Schmerz um seinen Tod vermehren,  
Wie können wir die Weihnachtsfeier wagen?

Die den willkomm'nen Gast uns nicht mehr sendet,  
Die Schwelle der geweihten Nacht zu kränzen  
Mit Spiel und Scherz, mit Liedern und mit Tänzen  
In reicher Geistesfülle uns gespendet.

Doch geht! und während ihr die Zweig' und Blüten  
Um unsrer Kirche kalte Pfeiler windet,  
Noch einen Kranz für Brauch' und Sitte bindet,  
Den Schwestern, die des Hauses Pforten hüten;

Den Pflegerinnen der Vergangenheit,  
Ergraut und alt und abhold allem Neuen;  
Warum des Festes Zoll nicht ihnen weihen,  
Die noch nicht todt? Es kommt auch ihre Zeit!

XXX.

Die Finger bebten, als den Kranz  
Wir um den Herd zur Weihnacht wandten;  
Am Himmel Regenwolken standen,  
Und unser Fest war ohne Glanz.

Wir sangen wie vor Zeiten wieder  
Und haschten nach dem Schein der Lust,  
Umsonst! wir waren uns bewußt  
Ein stummer Schatten schaue nieder.

Wir schwiegen: und mit hohlem Laut  
Strich kalt der Wind das dürre Land,  
Und wir im Kreise Hand in Hand  
Wir haben still uns angeschaut.

Dann echogleich die Stimmen klangen;  
Ob trüb' auch jedes Auge war,  
Das frohe Lied, das vor'ges Jahr,  
Er mit uns sang, wir traurig sangen.

Wir schwiegen und ein friedlich Sehnen  
Hat unsre Herzen dann erfaßt.  
„Die Todten halten süße Rast.“  
So sprachen wir mit stillen Thränen.

Wir sangen wieder: Höhern Flug  
Nahm unser Lied: „Nicht sterben sie,  
Ob auch verwandelt, wandelt nie  
Die Liebe, die ihr Herz uns trug.

Begabt mit höhr'er Macht und Fülle,  
Dieselben noch, entrückt der Qual,  
Flammt ew'ger Liebe reiner Strahl  
Von Welt zu Welt, durch jede Hülle.“

Ersteh' o Morgen, licht und klar!  
D laß im Osten, Gott, erglühn  
Dasselbe Licht, das leuchtend schien,  
Als Hoffnung einst geboren war.

XXXI.

Als Lazarus entstieg den Grabessteinen  
Und nach Mariens Hause sich gewandt,  
Ward wohl gefragt, ob Sehnsucht er empfand,  
Als er an seiner Gruft vernahm ihr Weinen.

„Wo warest Du, o Bruder, diese Zeit?“  
Die Antwort hat die Schrift nicht aufbewahrt,  
Sie hätte sonst, was Tod ist, offenbart  
Und Herrlichkeit gefügt zu Herrlichkeit.

Da wollten alle Freunde Zeuge sein,  
Und auf den Straßen lauter Jubel tönte,  
Und eine feierliche Freude krönte  
Des Oelbergs Purpurhöh'n mit Glorienschein.

„Schaut ihn, den Christus hieß dem Grab entsteigen!“  
Das Weitere macht nicht die Schrift bekannt;  
Nicht sagte er es oder Etwas band  
Des Jüngers Lippen einst zum tiefsten Schweigen.

XXXII.

In ihren Blicken liegt ein stumm Gebet  
Und nur das Eine ihre Seele faßt:  
Er weiset hier, der schon im Tod verblaßt,  
Und ihm zur Seite der Erretter steht.

Da bannt der einen Liebe heil'ge Glut  
Sedwede andre, als ihr Blick verklärt  
Vom Antlitz des lebend'gen Bruders kehrt,  
Dann auf dem Quell des wahren Lebens ruht.

Und Furcht und Zweifel, überfluges Wählen  
Vor der Gewißheit ihres Glück's zerfließen;  
Sie knieet nieder zu des Heilands Füßen,  
Und necket sie mit Narden und mit Thränen.

O selig, die da wandeln glaubensreich!  
In höh'rer Liebe jede Liebe gründen!  
Wo sind die Herzen, die so rein empfinden?  
Wo eine Seligkeit der ihren gleich?

XXXIII.

O Du, den Sturm und Streit herangereift  
— So scheint es nun — zu einer innern Rast,  
Deß Glaube allenthalben Wurzel faßt,  
Doch äußre Form als nutzlos abgestreift,

Laß deiner Schwester des Gebetes Frieden,  
Den Kinderglauben, ihres Glückes Hort!  
Verwirre nicht durch ein andeutend Wort  
Ein Leben, das harmonisch schon hienieden.

Ihr Glaube hat des deinen gleiche Klarheit  
Und schneller ihre Hand das Rechte thut.  
O heilig sei der Leib, das theure Blut,  
Woran sie knüpft eine ew'ge Wahrheit.

Du aber, der Vernunft zum Führer wählt,  
Den des Gesetzes inn're Richtschnur hält,  
Du strauchle nicht in einer sünd'gen Welt,  
Vielleicht nur, weil dir solches Vorbild fehlt.

XXXIV.

Mein trübes Leben lehre mich erkennen,  
Was Leben hat, muß leben alle Zeit,  
Sonst wär' der Erde Inhalt Nichtigkeit  
Und alles Dasein Asch' und Staub zu nennen.

Dies grüne Rund und dieser Flammenstrahl  
Phantast'sche Schönheit, wie in wilder Kraft  
Sie in dem Dichter lauert, wenn er schafft  
Gewissenlos und ohne Ideal

Was wär' denn Gott für mich und meine Noth?  
Kaum lohnt's der Müh', wenn Alles sterblich ist  
Zu wählen — oder noch auf kurze Frist  
Geduld zu üben bis ich selber todt.

Das Beste wär' es gleich zur Ruh zu fehren,  
Wie Vögel flattern in der Schlange Mund  
Zu stürzen blindlings in den offnen Schlund  
Der leeren Finsterniß und aufzuhören.

XXXV.

Wenn eine Stimme aus dem Grabesschoß  
Der Du vertrauen könntest, würde künden:  
„Die Wangen sinken und die Kräfte schwinden,  
Es stirbt der Mensch und Staub ist hoffnungslos!“

Würd' ich nicht sprechen: „Dennoch, dennoch Liebe!  
Ich will und wär' es einer Stunde Frist  
Am Leben halten, was so lieb mir ist.“ —  
Doch um mich blickend in das Weltgetriebe

Hört' ich des heimatlosen Meeres Klagen,  
Der Stürme Brausen, welche schnell und sacht  
Zerstören tausendjähr'ger Berge Macht  
Und Staub zu künft'gen Welten weiter tragen.

Und Liebe seufzte: „Ach! vom Klang bedroht,  
Der jenes seelenlose Ufer kündet,  
Was hold und lieblich an mir ist entschwindet —  
Bewußt des Todes, bin ich halb schon todt.“

Und doch! wozu nur dieser eitle Traum?  
Denn wäre Tod zuerst gesehen als Tod,  
So gäb' es keiner Liebe Morgenroth,  
Ihr Wirken wär' begrenzt im engsten Raum:

Gefährtin nur der trägen Leidenschaft,  
In rohesten Gestalt ein Satyr nur,  
Gedeihend auf dem Felde der Natur,  
Gepflegt von Sonnenschein und Traubensaft.

XXXVI.

Wenn auch der Mensch die Wahrheit dunkel hegt,  
Weil sie in ahnungsvoller Seele weilt,  
So wird doch aller Segen ihm ertheilt,  
Der sie zur baaren Münze uns geprägt.

Denn Weisheit nahm der schwachen Kraft sich an,  
Wo armes Wort nicht faszt der Wahrheit Fülle,  
Indes in eines Gleichniß Körperhülle  
Sie durch die niedern Pforten schreiten kann.

So ward das Wort lebendig und vollbracht'  
Durch Menschenhand die Lehre aller Lehren:  
Durch Liebe höh'res Leben zu erklären,  
Gewalt'ger denn was Dichtung je erdacht.

Er kann es lesen, der das Feld bestellt,  
Die Hütte bauet oder Gräber gräbt,  
Und er, der auf der wilden Woge lebt,  
Die schäumend am Korallenriff zerschellt.

XXXVII.

Urania spricht mit finsterstrengen Mienen:

„Du schwähest hier, wo du der Kleinsten einer;  
Wohl manche Priester würdiger und reiner,  
In meines Tempels Heilighume dienen.

Steig' nieder, wo dein heimisch Bächlein fließt,  
Wo dein Parnasß, da sege deinen Fuß,  
Und lausch' auf deines Vorbeis süßen Gruß,  
Der an dem Saum des kleinen Hügels sprießt.“

Melpomene, die treu mir zugethan,

Erwidert zarte Scham auf ihren Wangen:  
„Zu sprechen darf ich kaum mich unterfangen  
Von den Mysterien deiner Himmelsbahn;

Denn ich bin nur die Muse dieser Erden,

Und nur die arme Kunst kann mir gelingen,  
Ein wehes Menschenherz zur Ruh' zu singen  
Und treuer Menschenlieb' gerecht zu werden.

Doch denkend an den todten Freund allein,

Und sinnend seinen hohen Worten nach,  
(Und Alles ist mir theuer, was er sprach,  
Wie Sterbenden der gottgeweihte Wein),

Ist meinen Lippen, als ich zog entlang  
Ein Wort des ew'gen Trostes wohl entfallen,  
Und habe säumend in des Tempels Hallen  
Entweicht die heil'ge Stätte durch Gesang."

XXXVIII.

Mit müdem Schritt schleich' ich daher,  
Ob über mir auch andre Sterne,  
Mir bleicht der Purpursaum der Ferne,  
An Zukunft und an Hoffen leer.

Der blüh'nde Lenz erscheint mir fahl,  
Sein Heroldsslied mir nichts verspricht,  
Und nur aus diesen Liedern bricht  
Des Trostes ungewisser Strahl.

Und wenn um diese Erdendinge  
Der Geist noch sorgt, der schon befreit,  
Dann weiß ich, daß dich doch erfreut  
So manches Lied, das ich dir singe.

XXXIX.

O könnten wir vergessen jene Stunde!

Wär' uns der Geist, wenn er von dannen scheidet  
Gleich einer Jungfrau hochzeitlich gekleidet,  
Wenn sie die Myrthe schmückt zum neuen Bunde!

Wenn sie bekränzt mit Segen sich erhebt  
Der Heimat letztes Lebewohl zu sagen,  
Und wenn von Hoffnung und von leichtem Zagen  
Ihr Aug' in Frühlingsschauern mild erhebt;

Wenn Furcht sich in das Glück des Vaters drängt,  
Und Thränen an der Mutter Antlitz hangen,  
Da nun nach letztem innigem Umfangen  
Ein andres Reich der Liebe sie empfängt;

Berufen dort zu lehren, zu entfalten,  
Ein Glied zu werden in dem Ring der Zeit,  
Der die Geschlechter aneinanderreihet,  
Ist ihrer Zukunft würdig vorbehalten;

Und, wahrlich, auch an Dich erging der Ruf  
Zu einem Leben, das unsterblich schafft,  
Wo angemessen höchster Geisteskraft  
Die Gottheit Bahnen ew'gen Wirkens schuf.

Weh mir! ich fühl' den Unterschied, den schweren!  
Wie oft wird nicht das Elternhaus beglückt,  
Wenn sie, die Ferne, gute Kunde schickt;  
Wie oft wird sie nicht selber wiederkehren,

Und voller Mutterstolz den Säugling bringen,  
Und Antwort geben liebeshaf't'gen Fragen,  
Daz Alle, die der Trennung Leid getragen,  
Nun ausgesöhnet mit den neuen Dingen:

Doch dir reicht' ich zum letzten Mal die Hand,  
Bis mich die Jahre in die Grube legen;  
Mich führt mein Pfad auf wohlbekannten Wegen,  
Der deine führt durch unentdecktes Land.

XL.

Dein Geist, eh' du uns arm gelassen  
Stieg immer höher, frei und freier,  
Wie himmelwärts ein Altarfeuer,  
Wie leicht're Luft durch Nebelmassen.

Nun aber in dem fremden Licht,  
Ist meinem Blick das Glied entchwunden,  
Das deine Wandlungen verbunden  
Und deinen Flug gewahr' ich nicht.

O Bahn! und dennoch wünscht' ich mir,  
Es würden meinem Willen Schwingen  
Des Lebens Kluft zu überspringen,  
Daz blißesschnell ich flög' zu dir:

Denn packt mich auch nur selten an  
Des Todes haltungsloser Hammer,  
Das Grauen vor der düstern Kammer,  
Der Angstschrei vor der dunkeln Bahn;

So fäst mich doch, wenn auf dem Moor  
Der Abendsonne Glut verwällt,  
Oft graus'ger Zweifel eisefrost,  
Daz ich auf immer dich verlor,

Ob folgend auch mit ernstem Streben  
Den Wundern, die sich vor dir breiten —  
Ich bin durch alle künft'gen Zeiten  
Zurück dir um ein ganzes Leben.

## XLI.

Der quälende Gedanke will nicht weichen:  
 Er war im Wettlauf immer mir voran,  
 Wir standen nur auf einer gleichen Bahn,  
 Das ließ mich wähnen, ich könnt' ihn erreichen.

So mag dieselbe Bahn uns fürder halten,  
 Und er, der Vielgeliebte, wie vor Zeiten  
 Der Meister an Erfahrung, stets mich leiten  
 Gemüth und Willen reicher zu entfalten:

Denn welche Wonne kommt jener gleich,  
 Als wenn dem Schwächern, der unwissend irrt,  
 Vom Freunde Wahrheit und Erkenntniß wird,  
 Der nicht mehr irrt und schon an Wissen reich?

XLII.

Wenn wirklich Schlaf und Tod dasselbe ist,  
Und sich die Geister wie die Blüten fasten,  
Von einem langen Schlafe festgehalten  
Zu schlummern durch die dunkle Zwischenfrist:

Dann könnten, unbewußt der flücht'gen Zeit,  
Des Körpers baar, die Blüten weiter träumen,  
Es würden sie mit ihren Farben säumen  
Die stummen Spuren der Vergangenheit.

Dann würde ja der Mensch nicht ärmer werden,  
Dann hielte dieser stumme Seelengarten  
In vielgezeichnet bunten Blumenarten  
Die ganze Welt, seit Leben ward auf Erden;

Und Liebe währte weiter ganz so rein,  
Wie einst sie hier auf Erden mich umfangen,  
Und würde in dem geist'gen Frühlingsprangen  
Erwachen mit der Seele Dämmerschein.

XLIII.

Wie geht's des Todes seligen Genossen?  
Denn hier entfaltet sich der Mensch allein,  
Vergibt der Tage vor dem Erdensein,  
Eh' der Erinn'rung Pforten Gott geschlossen.

Mit Farb' und Klang ist jenes Sein versunken,  
Und doch kann ja Erinnerung zuweisen  
Aus ihrem Schaze unbewußt ertheilen  
Noch einen flücht'gen Strahl und myst'schen Funken.

Und in den Jahren, den harmonischreichen,  
— Sei's auch daß Tod im Lethe untergeht —  
Kann ja ein leiser Hauch der Erd' entweht,  
Dich plötzlich streifen unter deines Gleichen.

Wenn solch' ein Erdenhauch Dich sollte grüßen,  
O wende Dich, das Räthsel zu verstehn,  
Mein guter Engel wird auf jenen Höh'n  
Dir Alles sagen, Alles Dir erschließen.

XLIV.

Der Säugling kaum zu Luft und Licht erwacht,  
    Hat in der Zeit, daß seine zarte Hand  
        Die kleine Welt der Mutterbrust umspannt  
Nie den Gedanken „dies bin Ich“ gedacht.

Doch wie er wächst, begreift er mehr und mehr,  
    Und trennt sein Ich von dem, was ihn umgibt,  
        Erkennet sich, wie er die Sinne übt  
Gesondert von den Dingen um ihn her.

So bildet er sich zum besondern Geist  
    In den Gedächtniß seine Wurzeln senkt,  
        Je mehr in Körpers Banden fest umschränkt,  
Sich deutlicher sein Einzelwesen weist.

Zu solchem Dienst ist wohl der Leib ersehn,  
    Damit der Geist nicht, wird er körperlos  
        Auf's Neu geboren aus des Todes Schoß  
Noch einmal lernen muß sich zu verstehn.

XLV.

Uns führet noch der Pfad durch tiefe Gründe,  
Ob blumenreich der Weg, ob steinig hart,  
Ihn überschattet stets die Gegenwart,  
Daf̄ nicht im Rückblick uns die Kraft entschwinde.

So sei es hier! kein Schatten hüllet ein  
Die tiefe Dämmerung nach Grabesnacht;  
Doch hell am ew'gen Horizont erwacht  
Der Landschaft Bild aus unserm Erdensein.

Die Bahn der Lebenszeit wird aufgehellt:  
Wie allen Stunden Blüt' und Frucht beschieden,  
Und allen Tagen segensreicher Frieden,  
Und unser Freundschaftsbund ihr Erntefeld.

O Liebe! dein Gebiet es war nicht weit!  
Ein kurzer Weg, ein engbegrenzter Raum!  
Doch Liebe sieh! wie an dem Himmelssauum  
Ein Stern erglüht in ros'ger Herrlichkeit.

XLVI.

Daß Feder, der ein Einzelwesen scheint  
Und hier im abgeschloßnen Kreise reift,  
Den Umriß seines Ich's dann von sich streift,  
Verwehend sich der Weltenseele eint,

Das ist ein armer, haltungsloser Wahn:  
Die Form wird ewig immerdar umkleiden  
Die ewige Seele, sie zu unterscheiden:  
Erkennen werd' ich ihn, wenn wir uns nah'n.

Und in dem Tausch von Geist- und Seelenleben  
Wird endloses Entzücken uns bescheert.  
Welch' höh'rer Traum wär' auch der Liebe werth! —  
Und wär' es nicht, so würde sie doch streben,

Bevor die Geister in das All verwehen,  
Noch auf den allerhöchsten letzten Stufen  
Nach einem Halt zu fassen und zu rufen:  
„Lebwohl! im Strahl des Lichtes wir vergehen!“

XLVII.

Und wollte man den Liedern hier entnehmen  
— Den flücht'gen, die dem Grame nur entspreßen —  
Die Absicht ernste Zweifel zu erschließen,  
Dann dürfte sie gerechter Spott beschämen.

Der Gram will nicht zergliedern, nicht begründen;  
Er sucht, wenn bitt're Stimmungen verblassen,  
Den Schatten nur des Zweifels zu erfassen  
Und ihn zum Dienst der Liebe zu verbinden.

Und so hat er des Liedes Trost erkannt  
Und dient nur treuer heilsamen Gesetzen,  
Und hütet sich durch Zweifel zu verleihen  
Die zarten Saiten in des Dichters Hand.

Noch wagt er tiefre Lieder anzuheben,  
Doch leichthin darf die Lippe immer hauchen  
Der Lieder kurzen Schwalbenflug — die tauchen  
In Thränen ihr Gefieder und entschweben.

XLVIII.

Lasß von Natur und Kunst, von Schul' und Welt  
Die Strahlen spielend Dir das Herz durchschimmern,  
So wie das Sonnenlicht in tausend Flimmern  
Mit buntem Spiel den trüben Teich erhellt.

Lasß flüstern auch des Geistes kleinste Wellen,  
Und Phantasie in leichten Wirbeln wallen,  
Und lasß die ärmste Sangesweise schallen  
Die trübe Oberfläche aufzuhellen.

Und Du verfolge unbeirrt Dein Ziel,  
Doch tadle nicht die Lüfte, die erregen  
Der Wellen scheinbar tändelndes Bewegen,  
Des Schattens zart dahingehauchtes Spiel.

Ach! unter allem Wahn von Furcht und Sehnen  
Sich nur der Kummer um so tiefer senkt  
Und sein gedämpftes Flutenspiel ertränkt  
Mir meines Lebens tiefsten Kern mit Thränen.

XLIX.

Sei bei mir, wenn mein Licht erlöschchen will,  
Das Blut mir schleicht und alle Nerven beben;  
Wenn sich des Herzens Schläge matter heben  
Und meines Lebens Uhrwerk stehtet still.

Sei bei mir, wenn Vertrauen niederzwingend  
Der Schmerz im Körper wühlet; wenn die Zeit  
Ein rasend Weib mir dünt, die Staub verstreut,  
Das Leben eine Furie Flammen schwungend.

Sei bei mir, wenn der Glaube mir versiegt;  
Wenn mir der Mensch die Eintagsfliege nur  
Die flatternd schwirrt und springt auf öder Flur,  
Die Zelle haut und dann dem Tod erliegt.

Sei bei mir, wenn mein Auge sterbend bricht  
Und künde mir das Ziel des Erdenstrebens,  
Und an dem dunkeln Rande dieses Lebens  
Zeig' mir des ew'gen Tages Dämmerlicht.

L.

Und ist es wahr, daß wirklich wir verlangen  
Die Todten in das Leben zu erwecken?  
Verbirgt die Seele nicht geheime Flecken?  
Gibt's keine inn're Schmach, vor der wir hängen?

Soll er, nach dessen Beifall ich getrachtet,  
Und dessen Tadel ich so hoch gehalten,  
In meiner Seele schau'n verborg'ne Falten,  
Dß seine Liebe mich geringer achtet?

Doch Unrecht ist's dem Grabe nicht zu trauen;  
Wird Liebe kleiner, weil die Liebe klein?  
Erhab'ner Tod, in Dir muß Weisheit sein,  
Und uns're Todten sollen uns durchschauen.

O seid uns nah! wir steigen oder fallen:  
Gleich Gott bewachtet ihr die flücht'gen Stunden,  
Mit freierm Blick als wir, die ergebunden,  
Damit ihr Nachsicht übet an uns Allen.

LI.

Ich kann Dich nicht, so wie ich sollte, lieben,  
Denn Liebe spiegelt das Geliebte wieder;  
Und arme Worte nur sind meine Lieder,  
Auf der Gedanken Schaum umhergetrieben.

„Nein! tadle nicht die Lieder kummerschwer“,  
Der Geist der heil'gen Liebe zu mir spricht:  
„Von Deiner Seite bannest Du mich nicht,  
Und menschlich Fehlen fränkt mich nimmermehr.“

Was schirmt die Seele nimmer zu entweih'n  
Das Ideal, dem sie sich hingegaben?  
Welch' ein Gesetz? Nicht einmal jenes Leben,  
Im Heil'gen Land einst wandelnd fleckenrein.

So traure nicht, daß in dem Erdenthale  
Der Mensch auch menschlich fehlt auf seiner Bahn.  
Harr' aus! auch Deine Ernte kommt heran,  
Einst sondert sich die Perle von der Schale.“

LII.

Wie manchen Vater habe ich gekannt  
Besonnen ernst in seiner Knaben Schaar,  
Des Zugend hohler Lärm und Thorheit war,  
Doch dessen Mannheit unverfehrt erstand.

Und dürften wir dem Glauben uns ergeben:  
Wenn nicht die wilde Jugend ausgetobt,  
So hätte kaum der Acker, unerprobt  
Das Korn getragen für des Mannes Leben.

Und dünkte uns auch diese Lehre weise  
Für Alle, welche Jugendglut verwinden,  
Wer würde sie als Wahrheit Denen künden,  
Die wirbelnd treiben hin und her im Kreise?

Bewahr' das Gute! scheide klar das Rechte,  
Daf̄ nicht Philosophie, die gottgeweihte,  
Die Grenzen ihres Reiches überschreite  
Und werde Kupplerin der Höllenmächte.

LIII.

Und dennoch glauben wir, daß etwas Gutes  
Der Endzweck jedes Nebels müsse sein,  
Des schwachen Willens und des Körpers Pein,  
Des armen Zweifels und des sünd'gen Blutes;

Daß Nichts hienieden ziellös sich verlieret,  
Kein einz'ges Leben der Zerstörung Raub  
Und fortgeschleudert in das Nichts als Staub,  
Bis Gott den Bau der Welten ausgeführt;

Daß nicht ein Wurm zertreten wird vergebens,  
Und keine Müße ohne Zweck begehrt  
Nach jener Flamme, die sie doch verzehrt,  
Wenn nicht zum Vortheil eines andern Lebens.

Denn sieh! wir Alle wissen Nichts hienieden;  
Ich kann nur glauben, daß einst Gutes werde  
— In ferner Zeit — für Alle auf der Erde,  
Daß jedem Winter auch sein Lenz beschieden.

Doch was bin ich! was meine Träumerei?  
Ein weinend Kind in Finsterniß allein,  
Ein weinend Kind begehrend hellen Schein,  
Und dessen Sprache nur ein Schmerzensschrei.

LIV.

Der stille Wunsch, es möcht' kein einzig Leben  
Verloren gehen nach der Grabeszeit,  
Entspringt er nicht der Gottesähnlichkeit,  
Die uns'rer Menschenseele mitgegeben?

Trennt Gott denn und Natur ein feindlich Streben,  
Da die Natur so böse Träume gibt?  
Es scheint, daß sorgsam sie die Gattung liebt  
Und sorglos preisgibt manches Einzelleben.

Und wenn mein Geist allüberall erkennt  
Geheimen Sinn und Absicht ihrer Thaten,  
Wenn ich gewahre, wie von fünfzig Saaten  
Sie oft kaum Einer die Vollendung gönnt:

Dann strauchle ich, wo fest ich stand im Leben,  
Von Sorgenlast erliegen meine Glieder,  
Und auf die Altarstufen fall' ich nieder,  
Die durch die Nacht empor zur Gottheit streben.

Ich strecke aus des Glaubens lahme Hand,  
Und tastend ich in Spreu und Moder wühle,  
Und rufe an, was ich als Gottheit fühle,  
Und traue zaghaft höh'rer Hoffnung Pfand.

LV.

„Und um die Menschheit so besorgt?“ Doch nein!

Es ruft Natur von steilen Felsenwänden:

„Schon tausend Lebensformen sah ich enden!

Mir gleich, was lebt, das soll vergänglich sein.

Du kommst zu mir die Lösung zu erflehen:

Ich webe Leben und ich webe Tod!

Ein Hauch der Geist, dem auch Vernichtung droht.  
Mehr weiß ich nicht!“ — Wird auch der Mensch vergehen,

Ihr. letztes Werk, der scheinbar so vollendet,

Der so erhab'nen Zweck vor Augen schaute,

Der fruchtlosem Gebete Tempel baute  
Und kaltem Himmel Dankesglut gespendet,

Der Gott vertrauend, ihn nur Liebe wähnte,

Und dem der Schöpfung Endzweck wieder Liebe,

Obgleich Natur mit dem Vernichtungstrieb  
Sich blutig gegen seinen Glauben lehnte,

Wird er, der Dulder zahlos bitt'rer Schmerzen,

Für Wahrheit kämpfend und Gerechtigkeit,

Wird er als Wüstenstaub dahingestreut,

Wird er vergraben in Gestein und Erzen?

Nichts mehr? Ein Zerrbild dann, zum Traum verblichen,  
Ein Mißklang nur. Der Vorzeit Drachenbrut,  
Die sich zerfleischte in der schlamm'gen Flut,  
War süße Harmonie mit ihm verglichen.

O Leben! dann so dürftig, dann so seicht!  
O daß Du nicht mehr bist mich zu versöhnen!  
Wird ew'ges Schweigen mein Verlangen höhnen? —  
Du wirst es wissen, wenn der Schleier weicht!

LVI.

Still! laß uns gehn: die Klage hier  
Gehört doch nur der Erde an;  
Es ist an ihm nicht wohlgethan  
So laut zu trauern: folge mir!

Komm! folge mir! wie blaß schau'st Du!  
Doch ich laß hier mein halbes Sein:  
Mich dünkt, ihm wird ein reicher Schrein;  
Zwar ich vergeh', mein Werk dazu.

Doch immer hör' ich Glockenslalte,  
Die scheinen langsam fortzuflingen  
Der liebsten Seele Aufwärtsschwingen,  
Die je aus Menschenaugen schaute.

Ich hör' sie nun und alle Zeit  
Den Abschiedsgruß dem Todten klagen,  
Und „Ave, Ave, Ave“ sagen,  
„Lebwohl, lebwohl“, in Ewigkeit.

LVII.

Mit diesen Klagen sagt' ich Lebewohl:

Und wie ein Echo in gewölbten Hallen,  
Wenn Wassertropfen einzeln niederfallen,  
So tönten meine Worte dumpf und hohl.

Und wie sie tönten, störten sie den Frieden  
Der leichten Herzen noch voll Lebenslust,  
Sich ihrer Sterblichkeit nur halb bewußt,  
Und daß auch ihnen eine Gruft beschieden.

Die ernste Muse sprach: „Warum mit Grämen,  
Mit unfruchtbarem, Deine Brüder fränken?  
Bleib' länger hier und anders wirst du denken  
Und würd'ger dann wirst Du den Abschied nehmen.“

LVIII.

O Trauer, sprich, o willst Du mit mir leben?  
Zum Liebchen nicht, zum Weibe ich Dich wähle,  
Zur Busenfreundin, Hälften meiner Seele,  
Sonst kann ich nimmer mich dir ganz ergeben.

O Trauer, willst Du meinen Sinn bemeistern,  
Mußt oft als holde Braut Dich zu mir neigen,  
Doch Deine strengern Launen mir nicht zeigen,  
Willst Du zum Guten, Höhen mich begeistern.

Unwandelbar ist meines Herzens Glut,  
Nicht kann der Jahre Falter Hauch sie fühlen,  
Doch ich will frei sein oft mit Dir zu spielen,  
Als wärst Du nur ein flüchtig Liebesgut;

Und Dich zu schmücken, denn Du bist ja mein,  
Gekleidet in der Zukunft Hoffnungstraum,  
Dass ob ich gleich Dich kenne, Mancher kaum  
Zu sagen wüste, welcher Name Dein.

LIX.

Er schied! der Edelste, den ich gekannt!  
Ich liebte ihn und lieb' ihn allezeit,  
Wie eine arme unbekannte Maid  
Den Jüngling liebt aus hochgeborenem Stand.

Er lebt in seiner Sphäre weiter fort,  
Und sie erkennet ihre Niedrigkeit;  
Halb ist sie eifersüchtig, halb voll Neid  
Auf Alle, die mit ihm am gleichen Ort.

Das kleine Dorf sieht nun verödet aus,  
Sie seufzt in dem alltäglich engen Kreise,  
Besorgt des Haushalts immergleiche Weise  
Im dunkeln, freudeseeren Vaterhaus.

Nicht ist der Spott der Nachbarn ausgeblieben,  
Sie necken sie den lieben langen Tag;  
Sie weint des Nachts: „wie bin ich thöricht schwach  
Wie könnte er solch niedrig Mädeln lieben!“

LX.

Wenn nun Dein Geist befreit von Banden  
Dort oben in dem hellern Licht  
Mit jenem Kreis von Weisen spricht,  
Die auf der Menschheit Höhen standen;

Und schaust Du dann zurück auf Erden,  
Wie dürtig muß Dir meine Blöße,  
Wie nichtig meine Zwergengröße,  
Wie schattenhaft mein Leben werden!

Doch wende Dich zur Welt, der trüben,  
Wo sich zuerst Dein Dasein spann;  
Dich lieb' ich ewig! nimmer kann  
Die Seele Shakespeare's mehr Dich lieben. \*)

---

\*) Wohl hindeutend auf Shakespeare's inniges Verhältniß zum Grafen Southampton, dem die meisten seiner berühmten Sonnette gewidmet sind.

LXI.

Doch wenn der Blick, der erdwärts sinkt,  
Dir könnte Deine Klarheit trüben,  
Dann sei ein Märchen all mein Lieben,  
Und eine Sage, die verklingt.

Und Du, wieemand, der verlangend  
Sich schloß als Knabe unbewußt  
An ein unwürdig Herz mit Lust,  
Doch nun den gleichen Geist umfangend,

Seht athmend eine neue Welt  
Erstirbt die ird'sche Leidenschaft,  
Auf die im Licht der höhern Kraft  
Wohl noch ein flüchtig Lächeln fällt.

LXII.

Doch Mitleid, wenn ein Roß erliegt,  
Und Liebe meinem Hund gegeben,  
Sie fesseln nicht der Seele Streben,  
Wenn es empor zum Himmel fliegt;

Und ich, der so viel mehr als sie,  
Wie Du vielleicht mir überlegen,  
Kann dennoch Liebe für sie hegen  
Und für ihr Leiden Sympathie:

So magst Du meine Thränen seh'n,  
Da höherem Gesetz verbunden  
Die Kreise Deiner Bahn sich runden  
Zu tiefen Tiefen, höhern Höh'n.

LXIII.

Bermagst Du auf's Vergangene zu schauen,  
Wie ein mit Götterkraft begabter Mann,  
Des Leben erst in Niedrigkeit begann  
Auf eines stillen Dorfes grünen Auen;

Der seines Standes enge Schranken bricht,  
Den goldnen Saum des Zufalls kühn ergreift,  
Zum Manne unter Schicksalsschlägen reift,  
Mit seinem bösen Stern als Sieger ficht;

Der seinen Geist mit vollster Kraft entfaltet  
Und endlich selbst die goldnen Schlüssel hält,  
Gesetze vorschreibt einer kleinen Welt  
Und leisen Wink vom Thron zur That gestaltet;

Und wie er hoch und höher sich erhebt,  
Da wird er auf des Glückes schwankem Thron  
Der Pfeiler für die Hoffnung der Nation,  
Das Ziel der Wünsche, das ein Volk erstrebt;

Doch wenn sein Geist des Schaffens müde ruht,  
Da wie im Traume fühlt er oft ein Weh'n  
Von weitentschwundner Wonne von den Höh'n,  
Von stiller Seeligkeit aus Stromesflut:

Sein niedrig Loos in engen Kreis geschlossen,  
Als damals an dem Bach, der murmelnd sang,  
Er schon der König war im dunkeln Drang  
Beim Spiel mit seinem frühesten Genossen;

Der pflügt noch kummervoll der Heimat Rain,  
Und erntet mühsam, was die Hand gesät,  
Und oft er in der Furche sinnend steht:  
„Ob wohl mein alter Freund gedenkt mein?“

LXIV.

O sel'ger Geist, du magst mich führen;  
Ich wiege ein das tiefe Leid:  
„Lieb' ist zu kostbar allezeit  
Das kleinste Körnchen zu verlieren.“

Und in dem Troste kann ich singen,  
Bis aus der Wandlung schmerzdurchweht  
Ein glücklicher Gedanke schwebt,  
Der frei sich wiegt auf hellen Schwingen:

Und da wir Freundschaft nicht entweihten  
Und noch dein Wesen wirkt in mir,  
Kann ja mein Anteil auch in dir  
Zu edlen Zielen dich geleiten.

LXV.

Yhr wähntet gar zu fehr erkrankt mein Herz;  
Yhr staunt, wenn meine Lebensgeister rege,  
Daß ich im frohen Kreis mich froh bewege,  
Als könnte mich erfreuen jeder Scherz.

Der Schatten, der das Leben mir verdunkelt,  
Der in mein Herz gesenkt die finstre Nacht,  
Hat mich zu meines Gleichen mild gemacht,  
Und gleich dem Blinden, dem kein Licht mehr funkelt.

Wohl schreitet er geleitet durch das Land,  
Und scherzt im Freundeskreise rückhaltslos;  
Er nimmt des Hauses Kleinen auf den Schoß  
Und windet ihre Locken um die Hand.

Er summt zum Zeitvertreib 'ne Melodie,  
Und träumt vom Himmel und von sonn'gen Höh'n;  
Sein innerer Tag kann nimmer untergehn  
Und des Verlustes Nacht entschwindet nie.

LXVI.

Wenn auf mein Pfuhl das Mondlicht fällt  
Weiß ich, daß deine Ruhestätte  
Im Westen an des Stromes Bette  
Ein lichter Glorienschein umhellt.

Im Dunkeln glänzt dein Marmor klar,  
Und in des Silberlichtes Flimmern  
Die Züge deines Namens schimmern,  
Und dein Geburts- und Sterbejahr.

Der myst'sche Glorienschein verhaucht,  
Von meinem Bett das Mondlicht schwindet,  
Mein müdes Auge Ruhe findet  
Bis Mitternacht in Grau sich taucht.

Dann kann des Nebels Flor ich schau'n,  
Der um die Küsten leuchtend flimmert;  
Ein Geist in dunkler Kirche, schimmert  
Dein Marmorstein im Morgengraun.

LXVII.

Wenn auf das Lager sinkt mein müdes Haupt,  
Dann stillt des Todes Bruder meine Noth,  
Der Schlaf, des Todes Bruder, kennt nicht Tod,  
Noch träume ich, daß dich der Tod geraubt.

Ich wandre, wo wir Beide oft gegangen,  
Als unser Pfad erfrischt von Morgenthau,  
Als alle Lüfte jubelnd auf der Au  
Des jungen Morgens Auferstehung sangen.

Doch was ist dies? Ich wende mich zu Dir  
Und seh' in Deinem Aug' den Kummer hängen,  
Da ist auch mir der frohe Muth vergangen,  
Denn nimmer gibt der Traum die Lösung mir.

Doch eh' die Lerche auf zum Aether eilt  
Bin ich erwacht und ich durchschau' das Wahre  
Es hat den Kummer meiner Jugendjahre  
Der Schlaf, der thörichte, dir zuertheilst.

LXVIII.

Mir träumt' es gäbe keinen Frühling mehr,  
Ihr uralt Recht hätt' die Natur verloren;  
Es lag die Stadt in Nebel eingefroren,  
Und leer Geschwätz schallt' von den Thüren her.

Da bin ich aus der lauten Stadt geflohn,  
Hab' einen Wald voll Dornenreis gefunden,  
Hab' aus den Dornen einen Kranz gewunden  
Und setzt' ihn auf wie eine Bürgerkron'.

Das hat mir Hohn, das hat mir Spott erregt;  
Ich hörte Jung und Alt mich höhnisch necken:  
Sie nannten mich an allen Straßenecken  
Den Narren, der die Dornenkrone trägt.

Und Thor und Narr so hieß es immer wieder. —  
Ich fand den Engel, dem die Nacht gehört,  
Er sprach so sanft, es war sein Blick verklärt,  
Der lächelte auf meine Krone nieder.

Und streckte aus die glänzend helle Hand:  
Aus meinen Dornen sproßten Blätter dicht;  
Die Stimme war des Kummers Stimme nicht,  
Und was er zu wir sprach, ich kaum verstand.

## LXIX.

Es glückt mir nicht Dein Antlitz fest zu halten,  
 Will ich auf dunklem Grunde malend fassen  
 Das liebe Bild; die Farben mir erblassen  
 Und mischen sich mit hohlen Nachtgestalten.

Gespenstisch Wolfenthürme vor mir schwanken,  
 Ein Abgrund, der sich schließt und offen klafft,  
 Und eine Hand, die deutend formlos schafft  
 Auf düstern Schattengängen der Gedanken.

Und Schaaren, die aus weiten Thoren drängen,  
 Und Massen welf verwitterter Gesichter,  
 Halb todtes, taumelnd grausiges Gelichter  
 Und Riesenschatten über Meeresengen:

Da plötzlich, wie von höherer Macht beschieden  
 Ertönt Musik — ein überirdischer Laut —  
 Und durch ein Gitter meiner Seele schaut  
 Dein schönes Angesicht und gibt ihm Frieden.

LXX.

Schlaf, du verwandt mit Tod und Traum und Wahn!

So hast du endlich mir für eine Nacht  
Vergangenheit zur Gegenwart gemacht,  
Als da wir wandelten die sonn'ge Bahn.

Und hast du solchen Einfluß auf die Seele,  
So mische dreifach stark den Schlummersaft,  
Betäub' des Grames blinde Leidenschaft,  
Auf daß mir Nichts an meinem Glücke fehle.

Dann sprechen wir, wie in der guten Zeit  
Vom Menschenleben und der Seele Walten,  
Und wie die Tage sich so fremd gestalten,  
Wie aller Wechsel Staub und Nichtigkeit.

Und wandern durch den Wald am Flussesrand,  
Wo hoch die Burg den Bergesgipfel säumt,  
Der Wasserfall vom Abhang brausend schäumt,  
Und sich die Brandung bricht am Meeresstrand.

LXXI.

Erstehst du so, o Morgen, schwarzumgraut,  
Geburt der Nacht, und heulst mit Ungewittern,  
Dass Pappeln beben und die Scheiben zittern,  
Gepeitscht von Regenguss und Windesbraut.

Tag, der des Glücks Krone mir geraubt  
Und in des Unglücks tiefsten Staub geschmettert,  
Der jede Blüthenknospe mir entblättert,  
Entstellt der Sonne glänzend Strahlenhaupt.

Du bringst die Schmerzensstunden in die Welt,  
Wenn deiner Thränen Hast die Rose knickt,  
Wenn Tausendschönchen vor dem Sturm erschrickt,  
Und hangend schließt ihr rothes Strahlenzelt.

Du könntest jetzt aus tiefem Osten heben  
Die stille Sonnenfugel oder leise  
Und flüsternd deine Licht- und Schattenkreise  
Auf grünen Hügeln buntgewürfelt weben,

Für mich wär'st du gleich kalt, gleich wild wie heut';  
Als ob ein schwarz Verbrechen dich befleckte,  
Seitdem die grause Hand darniederstreckte  
Den Liebling der Natur vor seiner Zeit.

Doch dringe nur mit düstrer Stirne vor  
Durch Wolken, die den Morgenstern ertränken,  
Und laß die losen Garben toll sich schwenken  
Und wirble Halm' und Neste wild empor,  
  
Und auf zum Himmelsthor, unsel'ger Tag  
Mag dröhnend sich dein trüber Mittag winden,  
Magst du dein Ziel, das freudlos graue, finden,  
In tiefer Nacht verbergen deine Schmach.

LXXII.

So viel zu schaffen, so viel Westenkreise,  
Und kaum erstiegen hier die ersten Stufen;  
Was weiß ich denn, wozu du abgerufen,  
Denn wie du stark warst, warst du treu und weise.

Der Ruhm erlosch, den ich vorhergesehn,  
Der Vorbeer schwand, der sich dem Haupte bot:  
Dir fluch' ich nicht Natur, dir auch nicht Tod,  
Denn das Geseß kann nimmer irre gehn.

Wir gehn vorüber. Jedes Fußes Spur  
Wird überwuchert vom Geestrüpp der Zeit:  
Wer kennt den Ruhm in der Unendlichkeit  
Für Menschenthalat? — Gott kennt ihn nur.

O bleiches Bild des Ruhmes, der verklungen!  
Verblasse vollends, während froh versenkt  
Der Geist die mächtigen Erfolge denkt,  
Die deinem Namen ew'gen Glanz errungen.

LXXIII.

Oft zeigt ein todtes Angesicht verklärt  
Dem Blick der Liebe, der darauf gebannt  
Die Ahnlichkeit, die kaum vorher erkannt  
Mit Einem, der zu seinem Stamm gehört.

So Theuerster! nun dich der Tod geweiht  
Erfenn' ich dich und deine Züge recht:  
Verwandt bist du mit höherem Geschlecht  
Und ähnlich jenen Großen alter Zeit.

Doch mehr zu sehen, ist mir nicht gewährt,  
Und was ich sehe, spricht der Mund nicht aus,  
Allein ich weiß, es hat des Todes Graus  
Bei Dir zur lichten Schönheit sich verklärt.

LXXIV.

Ich will hier deinen Ruhm nicht preisend nennen  
Im Liede, das Erleicht'rung mir gewährt,  
Nur aus des Grames Maß, der mich beschwert,  
Da soll die Welt, wie groß du warst, erkennen.

Denn welche Kunst, und könnte sie verweben  
Gestalt und Wesen mit des Wortes Klang,  
Und welcher Stimme seelenvollster Sang  
Vermöchten Dich, so wie du warst, zu geben?

Ich trachte nicht in diesen raschen Tagen  
Auf dich zu zieh'n den flücht'gen Blick der Menge,  
Und um Dich mit dem Wehen der Gesänge  
Ein wenig Staub des Ruhmes aufzujagen.

Dein Lorbeer welfte, ehe er gepflückt,  
Und während wir im Erdenlichte gehen  
Erkennt die Welt die Thaten, die geschehen,  
Doch nicht, was der Entfaltung hier entrückt.

So soll hier Schweigen deinen Ruhm umhegen,  
Doch irgendwo, wohin der Blick nicht dringt,  
Wird Alles, was dein Genius vollbringt  
Den Zuruf der Bewunderung erregen.

LXXV.

Laß Phantasie dich durch die Himmel heben,  
In einem Augenblick erreich' die Ferne,  
Wo in dem Westenall die Schaar der Sterne  
Kaum sichtbar noch gleich goldnen Spiz'en schweben.

Laß dich im Geiste durch die Zukunft tragen!  
Schau' den Verfall, wenn hundert Jahre um,  
Und sieh! dein tiefstes Lied ist längst schon stumm,  
Wenn noch der Eibe grüne Wipfel ragen.

Und wenn die Morgenlieder, die aus Nacht  
Die Menschheit weckten, dauernd weiter schallen,  
Die deinen werden echolos verhallen  
Eh' noch der Eiche Lebenslauf vollbracht.

Eh' fünfzigmal der Lenz die starren Neste  
Mit Laub umhüllt, ist schon dein Lied verweht!  
Wo wird es sein, wenn noch der Baum besteht,  
Ein morschес Denkmal einer stolzen Beste!

LXXVI.

Was kann der Dichter unsrer Tage hoffen,  
Wenn er gewahrt, wie Lieder, Thaten, Leben,  
Dem heißen Hauch der Zeit anheimgegeben  
Nur allzubald Vergessenheit getroffen?

Vielleicht, daß meines Grames Wiegenlieder  
Einst dazu dienen um ein Buch zu binden,  
Die Locken eines Mädelchens aufzuwinden —  
Vielleicht wenn tausend Monde sanken nieder

Erblicket sie ein Mann im Trödelkrame,  
Der im Vorübergehen sie ergreift  
Und liest vom Kummer, dann schon abgestreift  
Und dessen Sänger ein vergessner Name.

Allein was thut's? Mein dunkler Lebensgang  
Soll dennoch hell von meinem Sang erflingen;  
Weit mehr als Ruhm gilt mir's mein Lied zu singen,  
Und meine Lieb' zu feiern im Gesang.

LXXVII.

Und wieder haben wir den Herd umwunden  
Zur Weihnachtsfeier mit den grünen Zweigen;  
Der stille Schnee gebot der Erde Schweigen  
Und still hat uns die heil'ge Nacht gefunden.

Der Frost ließ funkeln hell das Yuleholz brennen,  
Kein Windstoß fegte über's weite Land,  
Doch über Allem düster ausgespannt  
Lag des Verlustes ruhiges Erkennen.

Wie in den Wintern der Vergangenheit  
So spielten wir die alten Spiele wieder;  
Die hergebrachte Kurzweil, Tanz und Lieder,  
Belebter Bilder holde Wirklichkeit.

Wer wies noch eine Spur der Traurigkeit?  
Wer eine Thräne? wer ein Schmerzenszeichen?  
O Kummer! wie! kann Kummer auch verbleichen?  
O Gram! kann Gram auch schwinden mit der Zeit?

O letzte Sehnsucht! O auch sie vergeht!  
Nein! — in des Körpers räthselhafter Hülle  
Ist nur versieg't der Thränen reiche Fülle,  
Ihr tiefstes Wesen wandellos besteht.

LXXVIII.

„Und mehr als meine eignen Brüder mir“ —  
Dies, Bruderherz, darf nimmer Dich verlezen!  
Ich kenne Dich um deinen Werth zu schäzen,  
Und höchster Liebe Zoll gebühret Dir.

Doch Du und ich sind von derselben Art,  
Wie aus der gleichen Münze der Natur;  
Es haben Wald und Hügel, Feld und Flur  
Dasselbe süße Bild uns offenbart.

Für uns wand sich derselbe kühle Bach  
Durch alle seine Waldeschluchten fräuselnd;  
Derselbe Wind im Abenddämmer säuselnd  
Uns flüsternd von der schönen Erde sprach.

Wir haben auf demselben Schoß gekniet,  
Und aus demselben Buche lernten wir,  
Eh' noch der Kindheit blonde Lockenzier  
Sich schwarz und braun auf Bruderstirnen schied.

Und so gleicht mein Vermögen nur dem Deinen,  
Doch er war reich, wo arm ich Mangel litt,  
Und theilte mir aus seiner Fülle mit  
Da wo sein Geist Ergänzung ward dem meinen.

LXXIX.

Wenn mir der haltungslose Wunsch ersteht,  
Daz doch der Tod, bevor er ihn berührt,  
Zuerst von seiner Seite mich geführt,  
Und Staub auf's unverweinte Aug' geweht;

Dann zeigt mir Phantasie wie Gram hienieder  
Und Kummer sich in seine Seele senken;  
Ein Gram so tief, wie Leben oder Denken,  
Tedoch mit Gott und mit der Welt in Frieden.

Ich schaffe mir ein Bild in meinem Sinn,  
Ich hör' die Worte, die er wohl gesprochen;  
Er trägt die Last der inhaltslosen Wochen,  
Doch wandelt er die Last sich in Gewinn.

So soll Vertrau'n zu ihm auch mich befrei'n,  
Und einflussreich zu mildern und zu retten  
Soll mir sein Beispiel aus des Grabs Stätten  
Die Hände reichen und mir Trost verlei'h'n.

LXXX.

Vermocht' ich als er lebte wohl zu sagen:

„Nicht voller kann sich mein Lieb' entfalten,

Nicht reifere Vollendung je erhalten,

Denn ihre Ernte hat sie ausgetragen.“

Dann konnte also Liebe reicher werden:

Gibt's noch ein Ende hier für meine Klagen?

Dies quälende Geflüster macht mich zagen:

„Mehr Jahre und mehr Liebe noch auf Erden.“

Doch Tod mit mildem Troste mich belehrt:

„Mein rascher Frost erzeugte raschen Segen

Und trug die Saat der Reife schnell entgegen,

Die ihr vielleicht erst Mittagsglut gewährt.

LXXXI.

Nicht darob will ich mit dem Tode streiten,  
Daz er den Leib verwandelt schonungslos;  
Kein niedres Leben aus der Erde Schoß  
Kann mich in meinem Glauben irre leiten.

In ew'gen Stufengängen schreitet fort  
Von Sein zu Sein der freigewordne Geist,  
Wir sehen nur die Larve, die zerreißt,  
Nur Eine Hülle, die entseelt verdorrt.

Noch schmähe ich den Tod, weil er entzieht  
Der Erde, was so edle Saat gewährt;  
Ich weiß, daz der verpflanzte Menschenwerth  
Auch anderswo zum Segen auferblüht.

Nur dafür zürn' ich ihm, weil mich empört  
Der Gross, der aufgehäuft mein Herz zerdrückt:  
Er hat so weit einander uns entrückt,  
Daz Keiner jetzt des Andern Worte hört.

LXXXII.

O senke dich zum Morden her  
Du holder Lenz, was säumst du nur!  
Du kränkst die hoffende Natur,  
So lange säumend, säum' nicht mehr!

Was hält dich fern den dunkeln Tagen,  
Entzieht uns deine Lieblichkeit?  
Kann denn April noch hegen Leid,  
Gestatten Sommerwinde Klagen?

Laß Orchis und Narzissen blüh'n,  
Und Ehrenpreis mit zartem Blau,  
Und Tulpen reich besprengt mit Thau,  
Goldregen Feuertropfen sprüh'n.

O junger Lenz, du säumest lang,  
Läßt Gram mir säumen im Gemüthe,  
Der sprengte gern die starre Blüthe  
Um neu zu fluten im Gesang.

LXXXIII.

Wenn ich betrachte nur allein dein Leben,  
Das dir auf Erden wäre aufgegangen,  
Und bleibe sinnend an dem Glanze hangen,  
Der wohl dein steigendes Gestirn umgeben;

Dann seh' ich reich gefrönet dich mit Glück,  
Gleich einer Sonne warme Strahlen spenden  
In Wort und Blick und liebevoll dich wenden  
An Alle, die dir einte das Geschick.

Auch ich, mein Freund, wär' einer von den Deinen,  
Denn nun erschien der Tag, der heißensehnte,  
Da an Dein Leben sich ein zweites lehnte,  
Das mir verwandt. — Es hätten deine Kleinen

Auf meinen Knie'n oft gespielt mit mir —  
Doch jener unbarmherz'ge Schicksalsruf  
Cypressen aus den Myrthenblüten schuf,  
Verzweiflung aus der Hoffnung — Staub aus Dir.

Den Kindern hätt' ich jeden Wunsch gewährt,  
Hätt' sie geliebkoßt, sie genannt die Meinen;  
Ich seh' die Ungeborenen hold erscheinen  
An jenem nie erhellt'nen kalten Herd.

Ich seh' mich selber als willkomm'nen Gast  
Und dein Gefährte auf dem Blumenweg  
Der Künste, wie in ernsterem Gespräch  
Und bei des Mahles leichtgesell'ger Rast.

Inzwischen füllt dein segensreiches Leben  
Die Lippen Aller neidlos dich zu preisen,  
Und Sonn' auf Sonn' die heitern Tage kreisen,  
Um hinter goldnen Hügeln zu verschweben,

Verheizend gleichen Morgen sonnigklar;  
So führet dich der güt'gen Stunden Reihe  
Den Pfad hinan zu höherer Kraft und Weihe  
Und zur Verehrung und zum Silberhaar;

Bis abgenutzt ihr irdisches Gewand,  
Da ihre große Sendung sie vollbracht,  
Und geist'ge Schätze dieser Welt vermach't,  
Sich deine Seele löst vom Erdenband;

Dann wär' auch meiner Seele Bahn geschlossen,  
Da deiner eng verwebt in Lieb' und Leben,  
Und über düstrer Enge würd' sie streben  
Zur andern Küste hin, von dir umflossen,

Und endlich an das sel'ge Ziel gelangen,  
Und Er, der Tod erlitt im Heil'gen Land,  
Er streckte aus die helle Strahlenhand,  
Um uns als Eine Seele zu empfangen. —

Was für ein Rohr war es, worauf ich lehnte?  
Ach, weiche Wahns! warum auf's Neue wecken  
Den alten Groll und aus dem Innern schrecken,  
Was von Ergebung ich errungen wähnte!

LXXXIV.

Die Wahrheit habe ich am Sarg erkannt,  
Gefühlt, wenn ich am tiefsten war betrübt:  
S'ist besser, du verlierst was du geliebt,  
Denn daß dein Herz die Liebe nie empfand.

Freund! wahr in Wort, bewährt in That und Leben,  
Du fragst mit milder Absicht um zu heilen  
In einem Kummer, den wir Beide theilen,  
Warum ich solchem Leben mich ergeben?

Und ob Vertraun zu einer höhern Macht  
Durch Kummer sich vermindert oder mehrt;  
Und ob die Liebe, die ihm angehört,  
Mich um die Kraft zu lieben hat gebracht?

So tiefe Macht ist deinen Worten eigen,  
Die vom Gesetz der Liebe stets getragen,  
Halb ausgesprochen leisen Vorwurf wagen,  
Dß ich die Wahrheit dir nicht darf verschweigen.

In stillem Lauf mein Lebensstrom verlief,  
Bis mich erreicht die unheilvolle Kunde,  
Dß ihn in jener schicksals schweren Stunde  
Der Finger Gottes traf und er entschlief.

Die großen Geister, die des Lichts genießen  
In Sphären über unsrer Sterblichkeit,  
Sie hatten um die Pforte sich gereiht,  
Indem erfreut sie ihn Willkommen hießen.

Und führten ihn durch segensreiche Sphären,  
Und zeigten ihm den Quell, den ewig schönen,  
Der alles Wissen hält, das Erdensöhnen  
Der ew'gen Zeiten Kreislauf wird gewähren.

Ich aber blieb zurück — mein Hoffen schwach,  
Mein Leben und mein Denken ohne Schwung,  
Zu wandern noch in Erdendämmerung,  
Wo Alles mir von dem Entschlafnen sprach.

O Freundschaft, Wechselwirkung gleichgewägt,  
O Herz, durchglüht von reiner Liebesfülle,  
O heil'ge Lebenskraft, o andre Hülle,  
Ehrwürd'ger Geist, o Seele lichtumhegt!

Doch Niemand wüßte mehr als ich zu sagen,  
Wie sehr die That, die unsrer Hand gelingt  
Auch unsres Willens ganze Kraft bedingt,  
Durch den wir Tod und Leben nur ertragen.

Wie immerhin auch meine Tage schwinden,  
Ich fühlte und ich fühl's, ob auch verwaist  
In meinem Geiste wirkt fort sein Geist,  
In mir sich seines Lebens Spuren finden.

Die Musen kränzten seinen Lebensgang,  
Verliehen ihm, daß in des Wortes Hülle  
Er fassen konnte mächt'ge Liebesfülle,  
Und einen Geist, der Alles fühn durchdrang.

Und so hat mich der Kummer nicht entmannt  
Zu niedrig schwachem Thun: denn in mir lebt  
Ein Ideal, das meinen Geist erhebt  
Und eine Kraft liegt in dem Gram gebannt.

Auch hat mir das erfinderische Leid,  
Das sonst sich Seelenkämpfen gern ergeben  
Den jähren Stoß verheilt durch's ganze Leben  
Und so gebrochen seine Bitterkeit.

Des Herzens Regungen darum erwachen  
Für Freunde wieder aus den frühen Tagen;  
Noch ziemt es mir den Träumen zu entsagen,  
Den mächtigen, die uns zu Menschen machen.

Ich werb' um deine Liebe, denn erkannt  
Hab' ich den Frevel übergroßer Trauer;  
Ich, Theil des Freundschaftsbundes, dessen Dauer  
Der Zeiten Herrschaft siegreich überwand;

Und auch fürwahr die Zeit wird überwinden,  
Und ewig ist, von Furcht und Bangen frei;  
Es wird der Mond und Jahre Tyrannei  
Hier nie und nimmermehr den Eingang finden.

Doch wenn der Lenz die kleinen Bäche schwelt,  
Und Sommer duftig auf den Fluren schwelt,  
Und wenn im Herbst der wilde Wald, belebt  
Vom wüsten Schrei der Dohlen wieder gellt,

Und jeder Puls von Wind und Well' und Luft  
Zieht mich bei Licht und Dunkelheit hinab  
Zu meiner alten Freundschaft in dem Grab,  
Zu meiner Jugendliebe in der Gruft.

Und meine Freundschaft in dem Grabe scheint  
Ein Theil der Stille, die inbrünstig spricht:  
„Erhebe dich! versäum' das Leben nicht,  
Such' für die Zukunft einen andern Freund.

Ich schau' auf dich vom stillen Ufer her,  
Es kann dein Geist hinab zu meinem reichen,  
Doch in der MenschenSprache lieben Zeichen  
Da sprechen wir wohl Beide nimmermehr!“

Und ich: „Kann noch der Erde Nebel trüben  
Der Freien sternenklare Heiterkeit?  
Wie ist's? Nimmst du noch Theil an meinem Leid,  
Kannst du selbst schmerzlos mich mit Schmerzen lieben?“

Und leise schwebt ein Flüstern mir zurück:  
„Wohl ist es schwer für Dich dies zu durchdringen;  
Ich höre Harmonien um mich klingen,  
Der heitere Ausgang alles Seins ist Glück.“

So treibt's mich mit dem Todten zu verkehren,  
So dünt's mich würd' er sprechen oder fühlen;  
Und so soll Kummer mit Symbolen spielen  
Und sehnd' Leben sich von Träumen nähren.

Und so im Hinblick auf ein festes Ziel,  
Bewußt daß alle Endlichkeiten schwinden,  
Dß Liebe wird die Liebe wiederfinden,  
Bitt' ich mein Freund, vergib mir mein Gefühl.

Wahr lieb' ich dich, wenn auch die Frische fehlt,  
Ich muß die Bruderhand ergreifend sagen:  
Ich könnt' nicht, wenn ich wollte, übertragen  
Auf dich, was Alles mich für ihn beseelt.

Denn wer sind sie, die unablässig streiten  
Für goldner Jugendstunden heil'ge Rechte?  
Ah! erste Lieb' und Freundschaft, gleiche Mächte,  
Die einst das Herz, das unberührte, weihten.

Allein das meine, das jetzt grambeklommen,  
Und an verlassner Stätte einsam schlägt,  
Das noch gedenkt, wie liebend er's gehegt,  
Doch nicht mehr schneller schlägt bei seinem Kommen,

Es mag nicht ruh'n, ob's auch verwaist sich härm't,  
Nur in der Liebe aus vergangnen Tagen,  
Doch möchte gleichen Schlag mit einem schlagen,  
Das eine andre Menschenbrust erwärmt:

So nimm die unvollkomm'ne Gabe an,  
Du weißt, daß stets die Primel lieblich blüht,  
Und daß die Primel, die der Sommer zieht,  
Sich mit der Lenzesblüte messen kann.

LXXXV.

Süß nach Gewittern, balsamreiche Luft,  
Strömst du hervor aus prächt'gem Abendglühn,  
Und gleitest über Feld und Fluren hin,  
Fortscheuchend langsam mit dem würz'gen Duft

Das Heer der Wolken an dem Himmelskreise,  
Zeigt durch die thaubehängten Bäume fäuselnd,  
Den Fluß mit leichten Schattenringen fräuselnd,  
D fächle meine Stirne sind und leise

Die Fiebergut mir von der Wang' zu scheuchen,  
Durchflute mich mit neuem Leben wieder,  
Bis Tod und Zweifel, die unsel'gen Brüder  
Mit ihren Traumgestalten von mir weichen.

Vom Purpursaum, der Meer und Luft geschieden,  
Auf duftterfüllten Bahnen flutend fern,  
Bis hin zu jenem bleichen Abendstern  
Da flüstern hundert Geisterstimmen „Frieden!“

LXXXVI.

Ich weilte in den altehrwürd'gen Hallen,  
Wo mir entflohn die frohe Studienzeit,  
Und schlendernd durch die Straßen hört' ich heut  
Denselben lustig lauten Lärm erschallen.

Wie früher in den Klosterhallen sangen  
Die hohen Orgeln ihre Sturmgesänge;  
Und es erbebten durch die Donnerklänge  
Die Heiligen, die auf den Scheiben prangen.

Denselben fernen Ruf vernahm ich hier,  
Der Ruder Rhythmus, die den Wettslauf wagen  
Vorbei an Ufern, wo die Weiden ragen; —  
Und Fluß und Brücken ließ ich hinter mir,

Derselben Flächen grau einfarbig Licht,  
Vorbei noch an den alten Lindenbäumen,  
Dahin wo er gewohnt, nach jenen Räumen —  
Dasselbe fühlend, doch dasselbe nicht.

Ein anderer Name an der Thür war —  
Ich zögerte: von innen wirrer Klang  
Von Gläserklirren, Beifall und Gesang,  
Das wüste Treiben einer Zecherschaar,

Hier wo ein Kreis sich fand in Jugendkraft  
Sich in der Zeiten Fragen zu versenken  
Die leichtbeschwingte Rede frei zu lenken  
Auf Staat und Kunst, auf Handel, Wissenschaft.

Dann zielte Einer wohl auf rechte Weise,  
Doch war der Bogen allzuschlaff gespannt;  
Ein Andrer traf nur in den äußern Rand,  
Ein Dritter hie und da die innern Kreise,

Bis er, der Meister, hat den Meisterschuß  
Das Ziel zerspaltend und — ein Feder lauschte,  
Wer hätte ihn gehört, den nicht berauschte  
Der freien Rede feuriger Erguß

Mit Kraft und Unmuth Geisteskampf zu schlichten,  
Harmonisch auf des Denkers strenger Bahn  
Zum Lichte der Erkenntniß — wenn wir sahn  
Den Gott im Innern ihm das Antlitz lichten,

Und die Gestalt verklären göttlich froh,  
Und glühen aus der Augen tiefem Blau,  
Und drüber wölbte sich der mächt'ge Bau  
Der Stirne eines Michel Angelo.

LXXXVII.

Dein schmelzender Gesang, o Nachtigall,  
Verkündet Eden in den Blütenhainen,  
Weißt du, wo Schmerz und Seligkeit sich einen,  
Wo sie sich finden in dem weiten All?

Ich hör' im dunkeln Laube deine Brust  
Oft widerstreitende Gefühle singen,  
Durch deine allertieffsten Klagen klingen  
Oft helle Klänge von verborgner Lust.

Und ich — ich zwinge heut' nicht alle Saiten  
Zu meines Grames düstrer Melodie:  
Ein Klang der großen Weltenharmonie  
Will über meine Saiten zitternd gleiten.

LXXXVIII.

Ihr Ulmen, die ihr auf dem weiten Plan  
Ein wechselnd Netz von Licht und Schatten spannt,  
Du Sycamore mit der Blätterwand  
Die hochgehürmt zum Himmel strebt hinan!

Wie oft fand er, des lauten Treibens satt  
Erquickung nicht in eurer Schattengrund,  
Entlastend sich in gastfreundlicher Lust  
Von allem Staub und Lärm und Qualm der Stadt.

An Allem hing sein Blick mit Wohlgefallen;  
Er mischte sich in unsre frohen Spiele,  
Er liebte sie nach lärmendem Gewühle,  
Nach staub'gen Sälen der Gesetzeshallen.

O Glück, wenn er in dieser stillen Hut,  
In ein ambrosisch Dämmerlicht gehüllt,  
Die Kühle trinken konnte und das Bild  
Der Landschaft schimmern sah durch Mittagsglut.

O süßer Klang, wenn dann der Sorgen Saat  
Im Morgenthau vom Schwung der Sichel fiel,  
Der Wind im Garten trieb sein loses Spiel,  
Und reife Birnen streute auf den Pfad.

O Seligkeit, wenn auf dem weichen Gras  
Wir uns im Kreise hingelagert hatten,  
Und er geborgen unter eurem Schatten  
Italiens Dichter uns begeistert las.

Wenn in der Abendstunden goldner Pracht  
Die Schwestern hier die alten Lieder sangen,  
Die sich mit Harfenton zum Monde schwangen,  
Der hell heraufstieg aus der stillen Nacht.

Nicht minder süß, ward es uns hier zu enge,  
Zu wandern weiter an dem Saum der Halde,  
Mit einem Schmause in dem fernen Walde  
Zu kürzen eines Sommertages Länge.

Dann von dem leichtbeschwingten Wort gelenkt  
Ward hier der Werth von Buch und Schrift erwogen,  
Des Vaterlandes Wandlung wir durchflogen,  
Bis in sokrat'sche Träume wir versenkt.

Doch wenn der regen Stadt ich Beifall gab,  
Erwiderte er gern ein spottend Wort:  
„Zerrieben in der großen Mühle dort,  
Da schleisen wir die scharfen Ecken ab,

Und überziehn mit Form und Firnißglätte  
Den schönen Reiz der Eigenthümlichkeit.“ —  
Am Strome hingestreckt verrann die Zeit,  
Die Flasche Wein lag in dem moos'gen Bette,

Zur Kühlung auch im feuchten Ufersand;  
Und endlich kehrten heimwärts wir von fern,  
Noch eh' der rothumfäumte Sonnenstern  
Im tiefen Schoß des Meeres zögernd schwand.

Umstrickt von Wiesenblumen strich der Fuß,  
Und durch die Hecken blütenüberstreut,  
Erklang der Herden munteres Geläut  
Und der geschäft'gen Bienen Abendgruß.

LXXXIX.

Der hat die Liebe nur getheilt genossen,  
Trank nie aus unentweihitem Himmelsborn,  
Der ausgestreut zuerst dies bitre Korn,  
Woraus der Menschheit schlimme Saat entsprossen:

Daß, wenn die Todten wieder auferstünden,  
Auf deren brechend Auge Thränen flossen,  
Sie würden bei den einstigen Genossen  
Nur einen eisefkalten Willkomm finden:

Wohl thut es gut, wenn weich vom Wein erregt  
Mit einer Thräne ihrer zu gedenken,  
Sich sehnend in ihr Wesen zu versenken,  
Das die Erinnerung halb göttlich hegt;

Doch wenn sie kämen, die im Grabe bleichen  
Und säh'n die Braut dem Fremden zugewandt,  
Ihr Gut in eines Erben harter Hand  
Nicht Willens auch nur Einen Tag zu weichen;

Ta, blieb' auch Kindesliebe treu hienieden,  
Des Vaters Rückkehr würde nur erbittern,  
Verwirrung schlimmer als der Tod erschüttern  
Die Pfeiler von des Hauses stillem Frieden.

Doch Du, o komme nur zurück zu mir:  
Denn welchen Wechsel auch die Jahre wecken,  
Noch kann ich kein Gefühl in mir entdecken,  
Das eins nicht wäre mit dem Wunsch nach Dir.

XC.

Wenn rosig sproßt der Lärchenbaum,  
Wenn kaum ertönt der Drossel Schlag,  
Wenn in dem blätterlosen Hag  
Die Schwalbe huscht im fahlen Raum:

Komm! in der mir bekannten Hülle,  
Die deinem Geist hier eigen war;  
Auf deiner Stirne leuchte klar  
Verheißner Jahre Hoffnungsfülle.

Wenn Sommerwinde Segen säuseln,  
Aus Rosen süße Düfte quellen,  
Wenn sich des Kornes weiche Wellen  
Im goldnen Sonnenlichte kräuseln:

Komm! nur im nächt'gen Dunkel nicht,  
Doch in der Sonnenstrahlen Tanz;  
Komm! in des Geist's verklärtem Glanz,  
Und wie ein schön'res Licht, im Licht!

XCI

Enthüllte ein Gesicht mir deine Züge,  
Ich würd' sie für ein Traumgebilde halten,  
Nur für des Hirnes nicht'ge Truggestalten;  
Ja! ob es spräche und zurück mich trüge

Zu manchem Denkstein der Vergangenheit,  
Da du und ich gewalst die gleiche Bahn,  
Ich spräche nur: „Erinn'rung weht mich an  
Und flüstert von dahingeschied'ner Zeit.“

Ja! ob es sprechend auch dem Blick enthüllte  
Geschicke schwebend auf des Jahres Pfad,  
Und ob der Monde näherrollend Rad  
Den geistergleichen Warnungsruß erfüllte:

Nicht würd' ich deine Mahnung darin finden,  
Nur jenes Vorgefühl, das in uns spricht,  
Und der Ereignisse fernleuchtend Licht,  
Sich oft schon kündend, eh' sie selbst sich künden.

XCII.

Ich werde dich nicht sehen! Darf ich's sagen,  
Zerrissen hätte nie ein Geist das Band,  
Das fern ihn hält vom seinem Erdenland,  
Wo wandelnd er zuerst den Staub getragen?

Nicht sichtbar mit den einst geliebten Zügen,  
Doch er, der Geist, kann sich ja erdwärts neigen,  
Wenn alle Nerven unsrer Sinne schweigen,  
Kann Geist an Geist, kann Seel' an Seel' sich schmiegen.

O darum, aus dem unsichtbaren Sein,  
Wo du mit Göttern tauschest Seligkeiten,  
O aus den undurchdrung'nen Weiten,  
Und aus der Wandlungen verschlung'nen Reih'n,

Schweb' nieder, fühle, höre was ich flehe,  
Zu stark der Wunsch im Wort ihn auszudrücken,  
Daz in des Körpers überhüllten Blicken,  
Mein Geist sich fühle in des deinen Nähe!

XCIII.

Von Herzen lauter und am Geist gesund,  
Durch Gotteskraft der Liebe stark und rein,  
So müßte wohl der Mensch beschaffen sein,  
Würd' ihm Gemeinschaft mit den Todten kund.

Vergebens rufst du, oder wer hienieden  
Herab die Geister von den gold'nen Tagen,  
Es sei, du könntest ihnen gleichend sagen:  
„Es ist mein Geist mit aller Welt in Frieden.“

Sie weisen nur in stiller Herzenthut  
Und in des Geistes lautern Träumerei'n,  
In der Erinn'rung, die noch wolkenrein,  
Und im Gewissen klar wie ruh'nde Flut.

Doch wo das Herz von Aufruhr ist geschwollt,  
Und Zweifel an der Pforte Einlaß fand,  
Da an den Thüren lauschen sie gebannt,  
Den Mizton hörend aus der innern Welt.

XCIV.

Wir weilten heute auf dem Rasen spät,  
Warm war das Gras und weich die Abendluft,  
Und an dem Himmel hing des Sommers Duft  
Gleich einem Silberschleier hingewehrt.

Und ruhig sank die Nacht mit leisen Schwingen  
Auf uns herab; es zirpte keine Grille;  
Der ferne Bach nur unterbrach die Stille  
Und vom Altan der Urne leises Singen.

In würz'ger Luft der Fledermäuse Schwirren,  
Der Florgestalten, die das Helle fliehn,  
Mit woll'ger Brust und Kopf von Hermelin  
Und starren Augen in der Dämm'rung irren.

Indessen wir die alten Lieder sangen,  
Die hallten fort zur Hölle, wo die Herde  
Hell schimmernd lag und liebend um die Erde  
Die Bäume ihre dunkeln Arme schlängen.

Doch als nun Einer nach dem Andern ging  
Und sich von mir und von der Nacht gewandt,  
Und in dem Hause Licht nach Licht verschwand,  
Und mich die Einsamkeit nun ganz umfing:

Da fühl' ich meine Seele heiß entbrennen:  
Ich las von schönen Tagen, die vergangen,  
In theuern Briefen einst von ihm empfangen,  
Gefall'ne Blätter, die nicht welken können.

Und seltsam sie die Stille unterbrachen,  
Die Worte lautlos sprechend; seltsam war  
Der Liebe stummer Ruf: unwandelbar  
Sei sie im Seitenlauf und seltsam sprachen

Auch Glaube und Verstand, die kühn gerungen,  
Bei Zweifeln weilten, wo der Feige hebt,  
Und durch die Schlingen, die das Wort gewebt  
Zum reinen Quell der Wahrheit durchgedrungen.

So sank mir Wort für Wort tief ins Gemüthe,  
Wie Gruß vom Todten aus der frühern Zeit,  
Und plötzlich schien die Seele mir befreit,  
Wie wenn die seine hin zur meinen sprühte,

Und meine Seele liebend so umhegt  
Hob sich zu überirdischen Gedanken,  
Und fühlte frei von allen Erdenschranken  
Den tiefen Pulschlag, der die Welt bewegt,

Neonenklang hielst in des Gleichmaß' Reihe  
Der Zeiten Schritte — der Geschickte Flug —  
Des Todes Schläge. Endlich, ach! zerschlug  
Ein Zweifel der Entzückung heil'ge Weihe.

O unbestimmtes Wort! denn schwer fürwahr!  
Der stoffgeprägten Sprache anzupassen  
Und noch erinnernd mit dem Geist zu fassen,  
Was ich in jenem Traum geworden war.

Die zweifelhafte Dämm'rung war vergangen,  
Ich sah die Halde wieder, wo die Herde  
Hell schimmernd lag und liebend um die Erde  
Die Bäume ihre dunkeln Arme schlangen.

Aus ferner Dunkelheit begann zu quellen  
Ein sanfter Wind und zitternd sich zu regen,  
Der Sylamore Blätter zu bewegen  
Und zu verbreiten leise Dufteswellen,

Und über mir mit frischerm Flügelschlag  
Er jetzt die dichten Ulmenkronen wiegte,  
Sich an die festgeschlossnen Rosen schmiegte,  
Die Lilien schaukelte und flüsternd sprach:

„Es tagt, es tagt!“ um leise zu verhallen —  
Und West und Ost vermischten ohne Beben  
Ihr schimmernd bleiches Licht, wie Tod und Leben,  
Um in den unbegrenzten Tag zu wallen.

XCV.

Du sagst, doch sagst du es so sanft und mild,  
D weiches Herz, du, deren helle Blicke  
Sich trüben bei dem Tode einer Mücke,  
Du sagst, daß Zweifel aus der Hölle quillt.

Ich weiß es nicht: den Einen kannt' ich zwar,  
Der konnte manche tiefe Frage deuten,  
Erst tönten unrein seiner Harfe Saiten,  
Doch stimmte er zuletzt sie rein und klar.

Rein in der That, im Denken und Begehren,  
Gelang ihm endlich reinster vollster Klang:  
Mehr Glauben lebt im offnen Zweifelsdrang,  
Denn in der Hälfte aller Glaubenslehren.

Er rang mit Zweifeln und nahm zu an Kraft;  
Ließ nimmer blinde Vorurtheile walten,  
Sah' fest ins Aug' des Geistes Truggestalten  
Und schlug sie siegreich in der Fesseln Haft.

So ward zuletzt ein stärker Glaube sein,  
Und Gotteskraft war mit ihm in der Nacht;  
Dieselbe Kraft, die Licht und Dunkel macht  
Und nicht im hellen Lichte wohnt allein:

Nein! auch in Finsterniß und Sturmewettern,  
Wie einst sie sich um Sinai's Gipfel legte,  
Indessen Israel die Götzen prägte  
Erscholl auch noch so laut Posaunenschmettern.

XCVI.

Es sprach mit Fels und Bäumen meine Liebe:  
Sie findet in den Thälern dunsterfüllt  
Ihr eignes ruhmgekröntes Schattenbild;  
Sie sieht nur sich im ganzen Weltgetriebe.

Zwei Gatten, die vereint durch's Leben ziehn —  
Ich schaute sie und dachte nur an Dich,  
Wie Du zu groß, zu räthselhaft für mich,  
Und meine Seele mir die Gattin schien.

Einst wandelten sie Hand in Hand die Beiden,  
Einst schlug Ein Herz, wo jetzt der Herzen zwei;  
Ihr Wiedersehn schuf aus Dezember Mai,  
Sie fühlsten Todesschmerz bei jedem Scheiden.

Noch starb die Liebe in den Beiden nicht;  
Die Tage, die sie nicht vergessen kann,  
Sind Bürge ihr, er hängt noch treu ihr an,  
Was immerhin der Mund der Leute spricht.

Ihr Leben ist verarmt, er weilt allein,  
Er liebt sie noch, sie will nicht weinend sorgen,  
Ob auch versenkt in Dinge tiefverborgen  
Ihm ihre Liebe Nichts mehr scheint zu sein.

Er forscht in der Seele Labyrinth,

Er liest in den Geheimnissen der Sterne,

Er scheint so nahe und er scheint so ferne,

Er blickt so streng, sie glaubt ihn mildgesinnt.

Sie wahret was aus früheren Zeiten her;

Von einst'gem Glück ein welkes Veilchen spricht;

Sie kennt die Größe seines Wesens nicht,

Dafür, für Alles liebt sie ihn nur mehr.

Für ihn kann sie die alten Lieder singen,

Von früher Treu, versprochnem Liebespfand;

Ihr sind des Hauses Pflichten nur bekannt,

Und er, er weiß von so viel tausend Dingen.

Ihr Glaube wankt nicht, wird nimmer trübe,

Sie fühlet dunkel, daß er groß und gut,

Sie hänget treu an ihm mit glaub'gem Muth:

„Verstehen kann ich's nicht — allein ich liebe!“

XCVII.

Du scheideft von uns: ziehest hin zum Rhein,  
Zu jenen Bergen schön und sonniggrün,  
Die ich mit ihm gesehn und Du wirst ziehn  
Auf Sommerpfaden reich an Korn und Wein,

Hin wo sein letzter Lebenshauß verweht,  
Zu jener Stadt. Allein ihr prächtig Schimmern  
Dünkt mir so trüb', wie eines Irrlichts Glimmern,  
Das todtem Aug' aus Lethe aufersteht.

Mag immerhin die stolze Donau winden  
Die schönen Arme um die Inselauen:  
Ich habe nicht geschaut, ich will nicht schauen  
Das reiche Wien: mir träumt, daß dort zu finden

Dreifache Dunkelheit, daß Todesengel  
Schon bei Geburt und Hochzeit gierig lauern;  
Mehr Freunde scheiden und mehr Väter trauern  
An offnen Gräbern; und daß tausend Mängel

Nach Menschenfressen packen, Raub erjagen  
Von jedem kalten Herd; daß Sorge wacht  
Den Schatten schleudernd auch auf Fürstenpracht —  
Und dennoch hörte ich ihn selber sagen:

Daß wohl in keiner andern Stadt der Welt  
Sich auf und ab mit stolzerem Gepränge  
Ergießt die Doppelstut der Wagenmenge  
Durch Park und Vorstadt, unterm Schattenzelt

Der hohen Bäume; und daß mehr Behagen  
Kein andres Volk vermöchte so zu fühlen,  
Als wenn bei Lampenschein und Sang und Spielen  
Die leichterregten Pulse schneller schlagen

In Bud' und Zelten, in der Hofburg Hallen;  
Und wenn die Paare wirbeln in dem Reigen,  
Die Feuerflocken in die Lüfte steigen  
Und in smaragdenem Regen niederfallen.

XCVIII.

Und wirfst du wieder, dunkler Tag, geboren,  
So laut von Vögelstimmen auf der Erde,  
So schwer und voll vom dumpfen Ruf der Herde,  
Tag, da der Menschheit Blume ich verloren.

Du zitterst durch dein trübes Morgenroth  
Auf dem geschwoll'nen Bach, der eilig schäumt  
Durch Wies' und Wald, wo die Erinn'rung träumt  
Von der Vergangenheit und ihm, der todt.

Du murmelst jetzt dein Lied in Waldesstille,  
Und höhnst den Kummer, den die Zukunft hegt,  
Und höhnst den Herbst, der hie und da schon legt  
Die Feuerfinger auf die Blätterfülle.

Du weckst mit mildem Balsamhauche Leben  
Bei Myriaden in der Erde Brust,  
Gefühl des Werdens, bräutlich süße Lust,  
Und bei Myriaden mehr — des Todes Beben.

O wer sie immer sind, die hang erschauern  
Von Pol zu Pol in falter Todeshand,  
Heut' sind sie meinem Herzen nah verwandt,  
Die ohne mich zu kennen, mit mir trauern.

XCIX.

Zum Hügel steige ich: zu meinen Füßen  
Dehnt sich der Landschaft Bild von Saum zu Saum;  
Ich finde keine Stelle in dem Raum,  
Von der Erinnerungen mich nicht grüßen.

Der Maierhof, die Hürde auf der Haide,  
Das tiefe Moor, das flüsterndweiche Ried,  
Der Bretterzaun, der sich um Wiesen zieht,  
Die Herdenspur hinauf zur offnen Weide.

Der schimmernd silbergraue Eschenhain,  
In dem des Hänflings letzter Triller tönt,  
Der Steinbruch, der vom Berg sich seitwärts dehnt  
Verrufen durch der Dohlen zankend Schrei'n.

Der Quell, der murmelnd sich vom Felsen wendet,  
Der Wiesenfluß, der sich so munter schwenkt,  
Vom Schlangenlauf der grünen Trift gelenkt,  
Die wohlgenährten Herden Nahrung spendet:

Ein jedes hat dein liebes Aug' erfreut  
Und Alles spiegelt schönre Tage wieder,  
Und wie ich scheidend steig' vom Hügel nieder  
Scheint mir's, Du stürbst mir noch einmal heut!

C.

Unbeachtet verflattert im Garten die Blüte,  
Und der Zweig wieget sich einsam im Winde;  
Unbemerkt verborret des Ahorns Rinde,  
Und die Buche verblaßt, die golden erglühete.

Ungeliebt reihet die Sonnenblume  
Flammende Strahlen um's goldig glänzende Haupt,  
Und die Nelke säuselnden Winden erlaubt  
Sommers würzige Düfte zum Eigenthume.

Ungeliebt schäumet der Quell vom Gestein,  
Rauschet durch Waldesdunkel hernieder in's Thal;  
Nur am Tage erschaut ihn der Sonne Strahl,  
Oder des Nachts der Gestirne glichernder Schein.

Ungehegt schlängelt er sich durch die Trift,  
Neberschwemmet den Busch, den der Reiher bewohnt,  
Oder zerbricht in Silberpfeile den Mond,  
Wenn er in nächtlicher Stille über ihm schifft;

Bis um den Garten und um die verödeten Stätten  
Sich ein Reiz neuer Erinn'rungen spinnt,  
Die mit dem Reiz der Gewohnheit das fremde Kind  
Fester der Landschaft mit jeglichem Jahre verketten;

So pflügt der Landmann in jeglichem Jahre das Land,  
Das ihm zur Heimat geworden und heget den Baum,  
Und mit jeglichem Jahre erbleichtet der Saum,  
Den um die fernen Höhen Erinnerung spannt.

Cl.

Wir scheiden von der vielgeliebten Stelle,  
Wo wir zuerst zum Himmel aufgeschaut;  
Dies Dach vernahm den ersten Schmerzenslaut,  
Das nun dem Fremden heimatliche Schwelle.

Wir scheiden; doch eh' wir von hinnen gehn,  
Wie ich noch einmal durch den Garten schreite  
Da geben mir zwei Geister das Geleite,  
Die beide auf der Liebe Recht bestehn.

Der Eine flüstert: „Hier vor langer Zeit  
Sang deine Kindheit ihre Frühgesänge,  
Vernahm aus dieses Nüßbaums Fruchtgehänge  
Des Vogels leise Liebeslust und Leid.“

„Wohl wahr“, der Andre spricht „allein hierher  
Hast Du Dich oft in späterer Zeit gewandt,  
Mit dem verlorenen Freunde Hand in Hand,  
Und das macht Dir den Abschied dreifach schwer.“

So stritten sie sich wohl den halben Tag  
Und Feder sprach vom Recht, das ihm gebührt.  
O arme Gegner, die Ihr's Spiel verliert,  
Wenn keiner sich dem andern fügen mag.

Zum Abschied wend' ich mich und wie ich eben  
Die theuern Heimatsstätten will verlassen,  
Seh ich die Beiden liebend sich umfassen  
Und in der Wehmuth reines Bild verschweben.

CII.

In jener Nacht bevor wir schieden  
Von unserm heimatlichen Herd,  
Hab' ich im Traum mit ihm verkehrt,  
Das gab mir für den Morgen Frieden.

Mir träumt' ich weilt' in hohem Saale,  
Und von den fernen Bergeshöh'n  
Da rauschten Quellen ungesehn  
In einen Fluß tief in dem Thale.

Und Jungfrauen in der Halle sangen  
Von Dem, was gut und wahr und schön;  
Und in der Mitte sah ich stehn  
Ein Bild, dem ihre Lieder klangen.

Ob die Gestalt verhüllt auch war,  
Ich habe sie doch gleich erkannt:  
Er war es, den ich Freund genannt  
Und lieben werde immerdar.

Und eine Taube sah ich nah'n,  
Die brachte mir vom Meere Kunde:  
Ich müßte fort noch diese Stunde.  
Da huben sie zu weinen an.

Doch gaben sie mir das Geleit  
Und führten mich zum Flussesrand,  
Da lag, die Segel ausgespannt,  
Ein kleines Boot zur Fahrt bereit.

Vorbei an mancher grünen Au,  
Und mancher schatt'gen Felsenwand;  
Und durch der Binsen gold'nes Band  
Durchwebt mit Iris dunkelblau.

Und wie wir aus des Flusses Haft  
Und mächtiger die Fluten wallten,  
Umfloß die lieblichen Gestalten  
Noch höh're Schönheit, Würd' und Kraft.

Und ich, der still saß und allein  
Und sie bewachte, wurde stark;  
Ich fühlte in mir Riesenmarkt  
Und ein Titanenherz ward mein:

Denn Eine sang vom ew'gen Frieden,  
Die And're von dem Loos der Sterne,  
Und Eine von der weiten Ferne,  
Die höherem Geschlecht beschieden.

Und reizender ging jetzt die Fahrt,  
Die Fluten schäumten um uns her,  
Bis wir auf off'nem hohen Meer  
Ein stolzes Schiff vor uns gewahrt.

Er, den ich liebte, stand am Mast,  
Doch riesengroß und hieß uns nah'n:  
Und schnell stieg ich zum Schiff hinan,  
Und sprachlos hielt ich ihn umfaßt.

Da wußten sie sich nicht zu fassen:  
„Du kränfst uns“, jammerten sie bang,  
„Wir dienten Dir doch hier so lang,  
Und nun willst Du zurück uns lassen!“

Doch ich berauscht vom Glücke mein,  
Mir war der Rede Kraft genommen;  
Er aber sprach: „Seid auch willkommen,  
Und bleibt bei uns!“ — Sie stiegen ein.

Und wie von Windeshauch erbebte  
Musik aus Segelwerk und Läuen,  
Wir trieben hin zum Morgengrauen,  
Das goldig auf der Tiefe schwelte.

CIII.

Es naht heran die Weihnachtszeit,  
Die Nacht ist still, der Mond versteckt;  
Vom Hügel nebelüberdeckt  
Tönt einer Kirche Festgeläut.

Und ihrer Glocken einsam Singen  
Weckt mir in dieser Zeit des Schlummers  
Ein einsames Gefühl des Kummers,  
Daz fremde meinem Ohr sie klingen.

Sie tönen wie ein fremder Mund  
Im Lande, wo Erinn'rung schweigt,  
Kein Markstein früh're Tage zeigt  
Und fremd und ungewieht der Grund.

CIV.

Heut' Abend laßt uns keine Kränze winden!  
Von unserm Herd sei jeder Schmuck verbaunt!  
Wir leben fremde in dem fremden Land  
Und fremd wird sich die heil'ge Nacht uns künden.

Was wir geliebt, ruht in der Heimat dort  
Und stille unter and'rer Schneeshülle;  
Dort blüht zur rechten Zeit des Geißblatt's Fülle,  
Die Veilchen kommen, aber wir sind fort.

Nicht mehr soll grillenhafter Gram beflissen  
Die Stunden hintergehn mit Festlichkeiten,  
Denn and're Stätten, wie der Lauf der Zeiten,  
Sie haben Bande todten Brauch's zerrissen.

Nur mögen Sorgen mit den kleinen Lasten,  
Um meisten prüfend unser Erdenleben,  
Vom einst geliebten Abend fort sich heben,  
Und der Vergangenheit zu Liebe rasten.

Doch keinen Reigen und was sonst der Brauch  
Und lasset keine Bowle dampfend schäumen:  
Wer wird mit alten Formen sich versäumen,  
In denen todt der Seele Lebenshauch!

Drum keinen Sang, kein Spiel, kein lautes Fest!

Röhrt nicht die Saiten, weder Ton noch Regung,

Bis auf die leise dämmernde Bewegung,

Die schon der helle Morgen schimmern läßt

Von Zukunftswelten dort am Waldesrand.

Es schläft der Sommer lange in dem Reim;

Vollende Zeit den Gang und bringe heim

Die reiche Ernte, die der Hoffnung Pfand.

CV.

Thr Glocken läutet aus mit wildem Klang  
Die Winterstürme und des Eises Nacht:  
Das Jahr liegt sterbend in der Mitternacht;  
So läutet's aus mit wildem Grabgesang.

Und läutet fröhlich ein das neue Jahr,  
Verkündet über schneebedeckte Hainen:  
Es stirbt das Jahr! so laßt es denn verscheiden!  
Was falsch mit ihm und läutet ein was wahr!

O läutet aus den Gram um unsre Todten,  
Der an dem Mark der Seele schleichend zehrt;  
Die Zwietracht, welche Reich und Arm entehrt,  
Und läutet ein der Menschheit Friedensboten!

So läutet aus was längst des Todes harrt:  
Den überlebten Hader der Partein;  
Des Lebens edlre Formen läutet ein,  
Mit Sitten und Gesetzen lautrer Art.

Und läutet aus die Sünde, Mangel, Pein,  
Die glaubensleere Kälte unsrer Tage!  
Und meiner Lieder kummerschwere Klage,  
Und läutet den vollkomm'nern Sänger ein!

Und läutet aus den falschen Kastengeist!  
Verläumung, Haß und unduldsamen Neid!  
Und läutet Wahrheit ein und Redlichkeit,  
Und Liebe, die sich Jedem thätig weist!

Und läutet aus was siech und ungesund!  
Die Gier nach Geld aus enger Herzensöde!  
Und läutet aus die ewig alte Fehde,  
Und läutet ein den ew'gen Friedensbund!

O läutet Freiheit ein und Tapferkeit!  
Das weitre Herz, die liebevoll're Hand!  
Und läutet aus die Finsterniß im Land,  
Und läutet ein den Christen künft'ger Zeit!

CVI.

Es ist der Tag, der einstmals Dich geboren,  
Ein rauher Tag, der hinterm Purpurrand  
Des frost'gen Nebels allzufrüh entchwand  
Und ließ uns bald in Dunkelheit verloren.

Nicht Blumen gönnnet uns die Jahreszeit  
Das Mahl zu schmücken. Grimm'ger Nord und Ost  
Entsenden Windeschauer und der Frost  
Schärft Dolche aus den Eiseszapfen heut,

Und sträubt empor Gebüsch und Dornenhecken  
Zum kalten Mond, der überm Walde starrt  
Und mit den nackten Rippen knirscht und knarrt  
Wenn ihn die wilden Wirbelwinde necken

Und seine blätterlosen dürren Glieder  
Mit ihren unbarmherz'gen Griffen zausen,  
Um auf dem roll'nden Meer sich auszubrausen,  
Das an die Küsten peitscht. — Doch setzt Euch nieder,

Laßt auf den Herd gewalt'ge Scheiter legen,  
Um anzuschüren starke Feuersglut.  
Kommt! füllt die Gläser! sprecht mit heiterm Muth  
Von allen Dingen, als sei er zugegen.

Wir feiern so des Tages Rückkehr wieder  
Nach altgewohntem Brauch mit Heiterkeit.  
Wo er auch sei, dies Glas sei ihm geweiht  
Und lasst uns singen seine Lieblingslieder.

CVII.

Sch will mich nicht von meines Gleichen trennen,  
Und daß ich nicht erstarrend werde Stein  
Vom eignen Kummer zehren nur allein,  
Noch meine Seufzer flücht'gen Winden gönnen.

Wozu ist unfruchtbärer Glaube gut,  
Und eitle Sehnsucht, mögen sie sich schwingen  
Empor zum höchsten Himmel oder dringen  
Tief in des Todes unerforschte Flut.

Was finde ich auf höchster Himmelsbahn  
Als mein Phantom, das seine Lieder singt,  
Und aus des Todes dunkeln Fluten windt  
Auch nur ein Menschenangesicht mich an.

So will ich lieber von den Früchten zehren  
Des Kummers, die im Erdenlicht gedeih'n;  
Man sagt, der Kummer könne Weisheit leih'n,  
Kann gleich dein Grab mir Weisheit auch gewähren.

CVIII.

Des Herzens Fülle, wenn das Wort sich täuschte  
Aus nie versiegtem Quell der Häuslichkeit;  
Des hellen Geistes klare Sicherheit  
Die prüfend jedem Schritt der Musen laufte;

Ein seelenvoll Verständniss und die Kraft  
Den Zweifel zu erfassen, zu bezwingen;  
Begeisterter Vernunft, auf Feuerschwingen  
Den Hörer hebend aus begrenzter Haft.

Ein hoher Sinn, der nur das Gute liebte,  
Doch frei von düsterem Zelotenthume;  
Der ersten Liebe schneig reine Blume,  
Die nicht die Glut der Tünglingsjahre trübte;

Und Liebe für die Freiheit, wie sie selten,  
Für jene Freiheit, die zum Königssitz  
Sich England wählte; nicht die Schülerhütze  
Und sieberfranken Zuckungen des Gelten;

Und Männlichkeit verweht mit Frauennilde,  
Dass auch ein Kind, sich willig an Dich schmiegend,  
Vertrauensvoll die Hand in Deine fügend  
Gefunden Trost in Deiner Schönheit Bilde.

Dies Alles war: So schaut' ich Dich auf Erden,  
Und schauten meine Blicke Dich vergebens  
Trifft gröÙre Schmach mich für den Rest des Lebens,  
Läßt Deine Weisheit mich nicht weiser werden.

CIX.

Zu Deinen Worten eisten voll Verlangen  
Gereifte Männer von erprobtem Werth:  
Das schwache Herz, der Sorgen weiter Herd,  
Vergaß in Deiner Gegenwart zu hangen.

Dich hielten edle Herzen fest umschlungen,  
Halb gab der Stolz des Stolzen sich gefangen,  
Nicht trachteten in Deiner Näh' die Schlangen  
Zu zischen mit geschäft'gen Doppelzungen.

Die Strengen wurden milde, warst Du da,  
Der leichte Sinn lieh Dir ein willig Ohr;  
Es ward erweicht der starrgeword'ne Thor  
Und wußte nicht, warum es ihm geschah.

Und ich, der Liebste Dir, saß still dabei,  
Und fühlte Deinen Ruhm, als wär' er mein,  
Und liebte mehr noch Alles, weil es Dein,  
Den frommen Sinn, die Anmuth frank und frei;

Nicht mein die Milde und die Kraft nicht mein,  
Doch mein die Liebe für mein ganzes Leben,  
Und liebentstammt das unerreichte Streben  
Dir nachzueifern und Dir gleich zu sein.

CX.

Der rohe Mensch, ob ihn des Zufalls Spiel  
Auch auf des Ranges höchste Stufen stellt,  
Ob er ein Zepter in den Händen hält,  
Fürst durch Geburt, ein Armer an Gefühl;

Der rohe Mensch, wie sehr er auch verhüllt  
Durch äußre Formen seine innern Schwächen,  
Es will die niedere Natur durchbrechen  
Zuweilen doch den goldnen Adelsschild.

Denn wer kann immer eine Rolle spielen?  
Er nur, auf den mich Alles, Alles weißt,  
Er war weit mehr, als jener sanfte Geist  
Der zarten Rücksicht, die er schien zu fühlen,

Doch was er schien am besten, war er nur,  
Durchwob gesell'ge Pflicht mit edler Haltung,  
Gleichsam wie die natürliche Entfaltung  
Und Blume einer edelen Natur.

Und nie daß Gross und kleinliches Verfahren,  
Und hubenhaftes Laune, schnell verflogen  
Den Ausdruck eines Auges überzogen,  
Wo Gott und Welt im Licht vereinigt waren.

So hat er tadellos der Welt bewährt  
Das Ideal vollkomm'ner Männlichkeit,  
Der Männlichkeit, die jeder Geck entweiht,  
Und durch unedle Sitte schnöd' entehrt.

CXI.

Den weisen Leuten Dünke ich nicht weise,  
Daz ich gleichgüst'gen Auges nur betrachte  
Die kleinern Größen und gering nur achte  
Vollkommenheit im engbegrenzten Kreise.

Doch Du, den meine Lieb' am höchsten stellt,  
Du bist der Grund, warum ich theilnahmslos,  
— So scheint's — auf Geister schaue minder groß,  
Die kleinern Streiter in dem Kampf der Welt.

Denn was warst Du? Auf einen Wink entstand  
Für alle Zeiten eine neue Macht,  
Und hätte Hoffnung stündlich Dich bewacht,  
Sie hätte nie enttäuscht sich abgewandt.

Gewalt'ge Kräfte in der Ordnung Bahn,  
Und Friedensstrecken aus dem Sturm erbeutet,  
Und wellenweite Schwankungen, geleitet  
In Strömungen dem Geiste unterthan.

CXII.

Man sagt, daß uns der Kummer weise macht;  
Doch wieviel Weisheit ruht mit Dir begraben,  
Die würde mich nicht nur geleitet haben,  
Sie hätt' auch künft'gen Zeiten Heil gebracht.

Denn kann ich zweifeln, der an Dir erkannt  
Den kühnen Geist, die Fähigkeit, den Willen  
Zu streben, zu gestalten, zu erfüllen —  
Was Du geworden Deinem Vaterland?

Ein Leben Bürgerpflichten hingegeben,  
Ein Herz gesandt zur höchsten Mannesthat,  
Mächtige Stimme in des Landes Rath,  
Ein fester Pfeiler in dem Sturmestheben,

Wenn zügelloser Wahns im Freiheitsringen,  
Kreift in dem Zeitschoofe neues Leben,  
Zum Hebel wird die Erde auszuheben  
Um sie in eine andre Bahn zu schwingen,

Mit tausend Stößen zuckend hin und wieder,  
Mit Todeskämpfen und mit Raserei,  
Mit Aufruhr und mit wüstem Kampfgeschrei,  
Mit Wogenschlägen wälzend auf und nieder.

CXIII.

Wer haßt die Wissenschaft? Wer wagt zu schmähen  
Auf ihre Schönheit? Möge sie erblühn  
Der Menschheit heimisch Gut! wer wagt zu ziehn  
Die Grenzen ihr? Sie soll am höchsten stehen.

Allein ein Feuer brennt in ihren Zügen:  
Mit dreister Miene schreitet sie einher  
Und stürzt sich in der Zukunft Ungefähr,  
Und Alles muß sich ihrem Willen fügen.

Erst halberwachsen, nur ein Kind und eitel —  
Sie kann dem Tode nicht den Stachel rauben.  
Was ist sie losgetrennt von Lieb' und Glauben,  
Als eine Pallas aus Dämonenscheitel,

Die heiherglühend jede Schranke bricht,  
Wenn sie um Macht den wilden Wettlauf hält.  
Den Platz erkenne sie, der ihr gestellt,  
Sie ist die Zweite nur, die Erste nicht.

Erst gebe höh're Hand ihr milden Sinn,  
Soll Alles nicht vergebens sein; sie schreite  
Geleitet Schritt vor Schritt nur an der Seite  
Der Weisheit, ihrer ältern Schwester hin.

Denn irdisch ist ihr Antheil an dem Geist,  
Doch Weisheit ist der Seele himmlisch Pfand.  
O Du, der früh dein Ziel des Lebens fand,  
Und mich zurückgelassen hier verwaist,  
  
O würde doch die große Welt Dir gleich,  
Der Du nicht reifest nur an Kraft und Kunde,  
Nein auch mit jedem Jahr und jeder Stunde  
An Andacht und an Liebe wurdest reich.

CXIV.

Nun schmilzt der letzte Streifen Schnee,  
Nun knospet es auf Büsch' und Hecken,  
Und an den Eschenwurzeln strecken  
Die Veilchen dicht sich in die Höh.

Nun klingt's im Walde laut und lang,  
Die Ferne hüllt warmer Duft,  
Und dort ertränkt im Meer der Luft  
Wird jetzt die Lerche zum Gesang.

Nun tanzt das Licht auf Feld und Au,  
Weiß glänzt die Herde in dem Thal,  
Noch weißer glänzt der Segel Zahl  
Auf Flussesgrün und Meereshblau.

Dort taucht die Möve in die Flut,  
Und drüber zieht der Vögel Schaar,  
Sie kehren heim, im neuen Jahr  
Ihr Nest zu bauen für die Brut.

Es lebt und regt sich immermehr;  
Auch mir regt Lenz sich im Gemüthe;  
Es wird mein Gram zur Frühlingsblüthe  
Und sproßt wie Alles um mich her.

CXV.

Ist's Wehmuth nur um die begrabne Zeit,  
Die im April sich doppelt bitter regt,  
Den Lenz empfängt und ihm entgegenträgt  
Die Farbenfülle künft'ger Herrlichkeit!

Nicht Wehmuth nur: der Auferstehungsruf,  
Das Leben, das dem Staube sich enthebt  
Die Sinn' durchdringet und Vertrau'n belebt  
Zu Dem, der diese Welt so schön erschuf.

Nicht Wehmuth ganz: ob auch dein Angesicht  
In stiller Einsamkeit noch auf mich schaut  
Und jene liebe Stimme, einst vertraut  
Von mir und meinem Leben zu mir spricht.

So lebt doch wen'ger Kummer jetzt in mir  
Um Tage glücklicher Gemeinsamkeit  
Und wen'ger Sehnsucht nach der früheren Zeit,  
Als die Gewißheit künft'gen Bunds mit Dir.

CXVI.

Dies ist dein irdisch Amt, o Zeit  
Du hältst von meinem Element,  
Von seinem Herzen mich getrennt  
Zu mehren spät're Seligkeit:

Daß aus der Ferne mir erstehe  
Der Wunsch nach Nähe doppelt schön;  
Daß bis zu unserm Wiedersehn  
Die Lust sich hundertfach erhöhe,

Für jedes Sandkorn, das verrinnt,  
Für jedes flücht'gen Schattens Spur,  
Für jeden Pendelschlag der Uhr,  
Für jeden Morgen, der beginnt.

CXVII.

Betrachte dieses Werk der Zeit,  
Den Riesen schaffend in der Tugend,  
Und wähne nicht, daß Liebe, Tugend  
Wie die Natur dem Staub' geweiht.

Doch glaube, daß wer Tod gelitten  
Genosse wird von weitern Tagen  
Zu immer edlerm Ziel. Sie sagen:  
Die Erde unter unsren Tritten

Begann als flüss'ger Feuerbrand,  
Und Zufall schien sie zu gestalten,  
Und kreisende Naturgewalten,  
Bis dann zuletzt der Mensch erstand,

Der trieb und zweigte weit und breit,  
Der Herold höheren Geschlechts  
Und eines höhern Heimatrechts —  
So bilde er dies Werk der Zeit

Dies Mehr zu Mehr in seinem Herzen,  
Und mit des Daseins Leid gekrönt  
Wie Glorienschein, zeig' er versöhnt  
Nicht gleich das Leben trägen Erzen,

Doch Eisen aus des Unglücks Schacht,  
Geschmolzen in der Nengste Glüten,  
Getaucht in heiße Thränenflüten,  
Geschmiedet durch des Schicksals Macht

Zu Nutz und Form. Auf denn und meide  
Den Faunestaumel, Sinnengier;  
Empor! und rotte aus das Thier,  
Daß Trug und Mordlust Tod erleide!

CXVIII.

Zur Thüre treibt es mich zurück,  
Vor der so oft in frühern Tagen  
Mein sehnend Herz erregt geschlagen;  
Doch fehr ich thränenfrei den Blick.

Es ruht die Stadt; der Wiesen Duft  
Erfüllt die menschenleeren Gassen,  
Und über mir hör' ich verlassen  
Die Vögel zwitschern in der Luft.

Und zwischen dunkeln Häuserreih'n  
Seh' ich den jungen Morgen schimmern,  
Als lichten Streifen bläulich flimmern,  
Und denk der alten Zeit und Dein!

Und segne Dich, denn Du warst gut,  
Und Freundschaft strahlte Dir im Blick;  
Raum klagend, träum' ich mich zurück,  
Daz Deine Hand in meiner ruht.

CXIX.

Ich hoff' mein Wort ist nicht umsonst erklungen:  
Wir sind nicht Hirn allein, magnet'scher Land;  
Wie Paulus wilde Thiere überwand,  
Hab' mit dem Tod ich nicht umsonst gerungen.

Kein fein ersonnenes Gebild in Thon:  
Laß Wissenschaft erst die Beweise finden —  
Und werden sie der Menschheit Trost verkünden?  
Mir wenigstens erklängen sie wie Hohn.

Mag er, der weis're Mensch auf spätern Stufen  
Von Kindheit an nur fühlen, denken, schaffen  
Im Selbstbewußtsein eines höhern Affen,  
Ich aber bin zu Anderem berufen.

CXX.

Du bleicher Abendstern! du bist bereit  
Mit der begrabnen Sonne zu verblassen;  
Du siehst die Welt von ihrem Tagwerk lassen  
Und hinter Dir erlischt die Herrlichkeit.

Nun wird vom Toch befreiet das Gespann,  
Es eilt das Boot den Heimatsstrand zu grüßen;  
Du lauschest an den Pforten, die sich schließen  
Und Nacht hebt in des Hirnes Kammern an.

Du heller Morgenstern! erfrischst durch Nacht  
Hörst du die Welt zum großen Tagwerk schreiten;  
Du siehst die Vögel ihre Schwingen breiten  
Und deiner Spur folgt größre Lichespracht.

Geschäftig fährt das Boot den Strom entlang,  
Vom Ufer schallen Grüße ihm entgegen;  
Du siehest das Gespann sich munter regen,  
Und hörst vom Dorf des Hammers hellen Klang.

O lieber Stern! in deinem Doppellicht  
Scheint Anfang sich und Ende zu verweben,  
Du — wie mein jeß'ges und vergangnes Leben —  
Du hast den Stand vertauscht — Du wechselst nicht!

CXXI.

O warest Du bei mir in jener Nacht,  
Als ich mich gegen mein Geschick empörte,  
Zu dringen durch den dunkeln Flor begehrte,  
Um wiederum zu schauen Sternenpracht?

Zu fühlen wieder in verklärtem Beben  
Wie Phantasie mit mächt'ger Schöpferkraft  
In meiner Seele Sternensphären schafft,  
Die eins mit dem Geseß harmonisch schwelen.

Warst Du bei mir und hältst des Grabes Schwelle  
Uns nicht getrennt, so sei auch jetzt bei mir,  
Es werde Herz und Geist zur Stätte Dir,  
Bis all' mein Blut in einer vollern Welle,

Mit schnellerm Pulsschlag durch die Adern rinne,  
Und ich dem unbedachten Knaben gleich  
Wie einst, an Wallungen der Freude reich  
Nicht über Tod und Leben grübelnd sinne;

Und Phantasie entfaltend ihre Schwingen  
Der Tropfen Thau den Friedensbogen malt,  
Der Blitz in zauberischen Glüten strahlt,  
Und aus Gedanken Rosen nur entspringen.

CXXII.

Dort rauscht die Flut, wo früher wuchs der Wald.

O Erde, welche Wechsel sahest du!

Dort atmete ein Meer in tiefer Ruh,  
Wo nun der langen Straßen Lärm erschallt.

Die Berge sind nur Schatten und sie weichen

Von Form zu Form und Nichts kann hier bestehn:

Die festen Lande nebelgleich vergehn,  
Wie Wolken sich gestalten und verbleichen.

Doch ich will mich in meine Seele senken

Und träumen meinen Traum und in mir tragen;

Denn ob die Lippen Lebewohl auch sagen,  
Kann ich der Liebe Abschied nimmer denken.

CXXIII.

Das Wesen, das wir segenflehend nennen,  
Des Glaubens Himmel und des Zweifels Hölle,  
Er! Eins und Alles! Seelen-Weltenquelle!  
Die große Kraft, die wir nur ahnen können;

Ich fand Ihn nicht in Welten oder Sonnen,  
Im Käfer nicht, noch in des Adlers Schwingen,  
Noch in des Menschengeistes kühnstem Ringen,  
Der dürf't ge Spinn gewebe nur gesponnen:

Doch wenn der Glaube lag in Schlafesbanden  
Dann hört' ich eine Stimme: „glaub' nicht mehr!“  
Und ew'ge Wellen brausten um mich her,  
Die in dem gottentseelsten Grab verschwanden.

Dann von der Seele warmem Strahl umspielt,  
Schmolz des Verstandes halberstarrter Born,  
Und einem Manne gleich in heil'gem Born  
Erstand das Herz und sprach: „ich hab's gefühlt.“

Nein, wie ein Kind ereilt von Furcht und Bangen:  
Doch hat der wirre Schrei mich weis' gemacht:  
Ich weinte damals wie ein Kind in Nacht,  
Das weint und fühlt sein Vater hält's umfangen

Mich wiederfindend fand ich auch die Spur  
Von jener Kraft, die noch kein Mensch verstand,  
Und aus dem Dunkel streckte sich die Hand,  
Die Menschen reifend, schafft in der Natur.

CXXIV.

Was ich auch sagte, was ich auch gesungen,  
Ob strenge tönten meiner Harfe Saiten,  
Ja, schien es oft als wollte ich nur streiten  
Mir widersprechend mit verschiedenen Zungen;

So schwand doch nie der Hoffnung Zugendmuth;  
Sie schaute nur mit trüberm Blick ins Leben;  
Und Liebe spielte leicht mit Truggeweben,  
Weil sie sich fühlte in der Wahrheit Hut.

Und ließ das Lied dem Gram auch freien Lauf,  
Es war doch von der Liebe Geist besellt;  
Und hat das Wort durch Bitterkeit gefehlt,  
Ihr Königssiegel drückte sie darauf;

Sie weilt bei mir bis jede Fessel fällt,  
Und ich in dunkeln Tiefen dich erreicht,  
Und die magnet'sche Kraft von dannen weicht,  
Die tausend Pulse jetzt noch klopfend hält.

CXXV.

Die Liebe ist und war mir Königin,  
Ihr huldigend vernehm' ich jede Stunde  
Von meinem Liebling heißensehnte Kunde,  
Die ihre Boten tragen zu mir hin.

Die Liebe ist und war mir Königin.  
Und wird es bleiben, ob ich auch hienieden  
An ihrem Hof nur weil', ich schlaf in Frieden,  
Beschirmt von ihrer Diener treuem Sinn,

Und höre oft den Wächter auf der Hut,  
Der wandelt leise hin von Ort zu Ort  
Und allen Welten flüstert er das Wort  
In tiefer Nacht, daß Alles, Alles gut.

CXXVI.

Und gut ist Alles! — mag im nächt'gen Grausen  
Auch Form und Glauben auseinanderfallen;  
Wohl rauschet eine tiefre Warnung Alles,  
Die hören wollen, in dem Sturmessausen,

„Wahrheit, Gerechtigkeit,“ ertönt es laut,  
Ob auch noch dreimal wieder wuthentbrannt,  
Der rothe Wahnsinn an dem Seinestrand  
Aus Leichen seine Barrikaden baut.

Dann wehe ihm, der eine Krone trägt,  
Und wehe ihm, gehüllt in Bettlerfalten:  
Sie zittern, wenn der Fels, der sie gehalten,  
Der Eisesdom im Sturz zusammenschlägt,

Und hingeschmolzen braust ein Flutengrab,  
Die Veste bricht auf ihrem Gipfel jäh,  
Die unbeseelte Erde flammt zur Höh,  
Der große Zeitgeist sinkt in Blut hinab,

Umzingelt von der Hölle Feuerflut;  
Indeß du, theurer Geist, glücksel'ger Stern  
Den wüsten Aufruhr überschaust von fern  
Und lächelst, denn du weißt, daß Alles gut.

CXXVII.

Die Liebe, die sich hob mit stärker Schwinge  
Und ungelähmt, wenn sie der Tod berührt,  
An ihrer Hand den schwächeren Glauben führt,  
Der sieht nur den Verlauf der Erdendinge.

Wohl werden noch die künft'gen Seitenfluten  
In weiten Wirbeln auf und nieder wallen,  
Und herrschende Geschlechter werden fallen —  
Und dennoch, ihr Mysterien des Guten,

Ihr wilden Stunden, die ihr weiter eilt  
Mit Hoffnung und mit Furcht — wenn ihr allein  
Dem alten Spiele leiht der Neuheit Schein,  
Wenn dies die Vollmacht ist, euch zugetheilt:

Ein nutzlos Schwert zu zieh'n und einzustechen,  
Mit Eigenprunk die Menge hinzuhalten;  
Den Glauben in Parteien zu zerspalten,  
Die Meinung eines Wortes zu verdecken,

Tyrannenmacht in andre Bahn zu führen,  
Am Pult den Denker lähmend abzunützen,  
Die alte Wüste mal'risch aufzustützen,  
Und den feudalen Thurm mit Grün zu zieren,

Verachten müßt' ich euch und euer Spiel —  
Ich seh' im Einzelnen das Ganze walten,  
Und wie in einem Kunstwerk sich gestalten  
Zusammenwirkend zu dem einen Ziel.

CXXVIII.

O lieber Freund! Du mein verlorne Sehnen!  
So fern und auch so nah in Leid und Lust!  
Geliebt am meisten, wenn ich mir bewußt,  
Ich darf Dich menschlich, darf Dich göttlich wähnen.

Bekannt und fremd! ein menschlich, göttlich Sein!  
Lieb' Auge, liebe Hand, ich seh' euch immer!  
O lieber sel'ger Freund, du stirbst mir nimmer!  
Mein bist Du, mein! für alle Zeiten mein!

Seltsamer Freund! einst, noch und für und für!  
Ich lieb' Dich tiefer und ergründ' Dich kaum,  
Doch sieh, ich träume einen guten Traum:  
Mir wird das ganze Weltall eins mit Dir.

CXXIX.

Ich hör' Dich, wenn der Donner schallt  
Und in des Meeres Wellenschlag;  
Du stehst vor mir im gold'nen Tag  
Und in dem Abend glutumwallt.

Was bist Du denn? Ich ahn' es nicht!  
Dieselbe Lieb' erfüllt mich,  
Ob mir's auch scheint, ich fühlte Dich  
Vertheilt in Blüt' und Sternenlicht.

Ich liebe Dich noch wie vorher,  
Doch nun mit tiefrer Leidenschaft;  
Ob Du ein Theil der Gotteskraft,  
Mir scheint's, ich lieb' Dich mehr und mehr.

Du bist so fern, doch immer nah,  
Ich hab' Dich noch und darf nicht sorgen,  
Umströmt von Dir bin ich geborgen  
Und sterb' ich auch, Du bleibst mir ja!

CXXX.

D ew'ger Wille! Du wirst nimmer wanken,  
Wenn Alles, was da scheint, in Staub zerfallen,  
Ersteh' ein geist'ger Felsen in uns Allen,  
Durchströme, läutre Thaten und Gedanken,

Auf daß wir flehen dürfen aus dem Staube  
Und von der Höhe überwundner Zeit  
Zu ihm, der hört und wirkt in Ewigkeit —  
Auf daß der Selbstbeherrschung Frucht, der Glaube

An jene Wahrheit möge uns durchglühen,  
Für die es nimmer hier Beweise gibt,  
Bis Seel' und Seel' mit dem, was sie geliebt  
Und ihrem Urquell ineinander sprühen.

---

In demselben Verlage ist ferner erschienen:

**Goldsmith, Oliver.** Der Wanderer und das verlassene Dorf. Aus dem Englischen übersezt von Agnes von Böhnen. Nebst einer Biographie Goldsmith's. Cart. mit Goldschnitt 20 Sgr. Eleg. geb. mit Goldschnitt 25 Sgr.

**Hehn, Viktor.** Kulturpflanzen und Hausthiere in ihrem Uebergang aus Asien nach Griechenland und Italien, sowie in das übrige Europa. Historisch-linguistische Skizzen. Zweite umgearbeitete Auflage. 2 Thlr. 20 Sgr.

— —, Das Salz. Eine kulturhistorische Studie. 12 Sgr.

**Köhler, Louis.** Leicht fühlliche Harmonie- und Generalbasslehre. Ein theoretisch-praktisches Handbuch zum Gebrauch für Musikschulen, Privat- und Selbstunterricht. Zweite durchgearbeitete Auflage. 25 Sgr.

**Nösselt, Fr.**, Handbuch der Geographie für die Gebildeten des weiblichen Geschlechts. Vierte sehr verbesserte und vermehrte Auflage. 3 Thle. Preis 2 Thlr. geb. 2 Thlr. 20 Sgr.

— —, Kleine Geographie für Töchterschulen und die Gebildeten des weiblichen Geschlechts. Neunte, vollständig umgearbeitete Auflage, besorgt von F. G. L. Walter. 18 Sgr.

**Pancritius, Albrecht.** Der deutsche Aufsatz in Mädchenschulen. 20 Sgr.

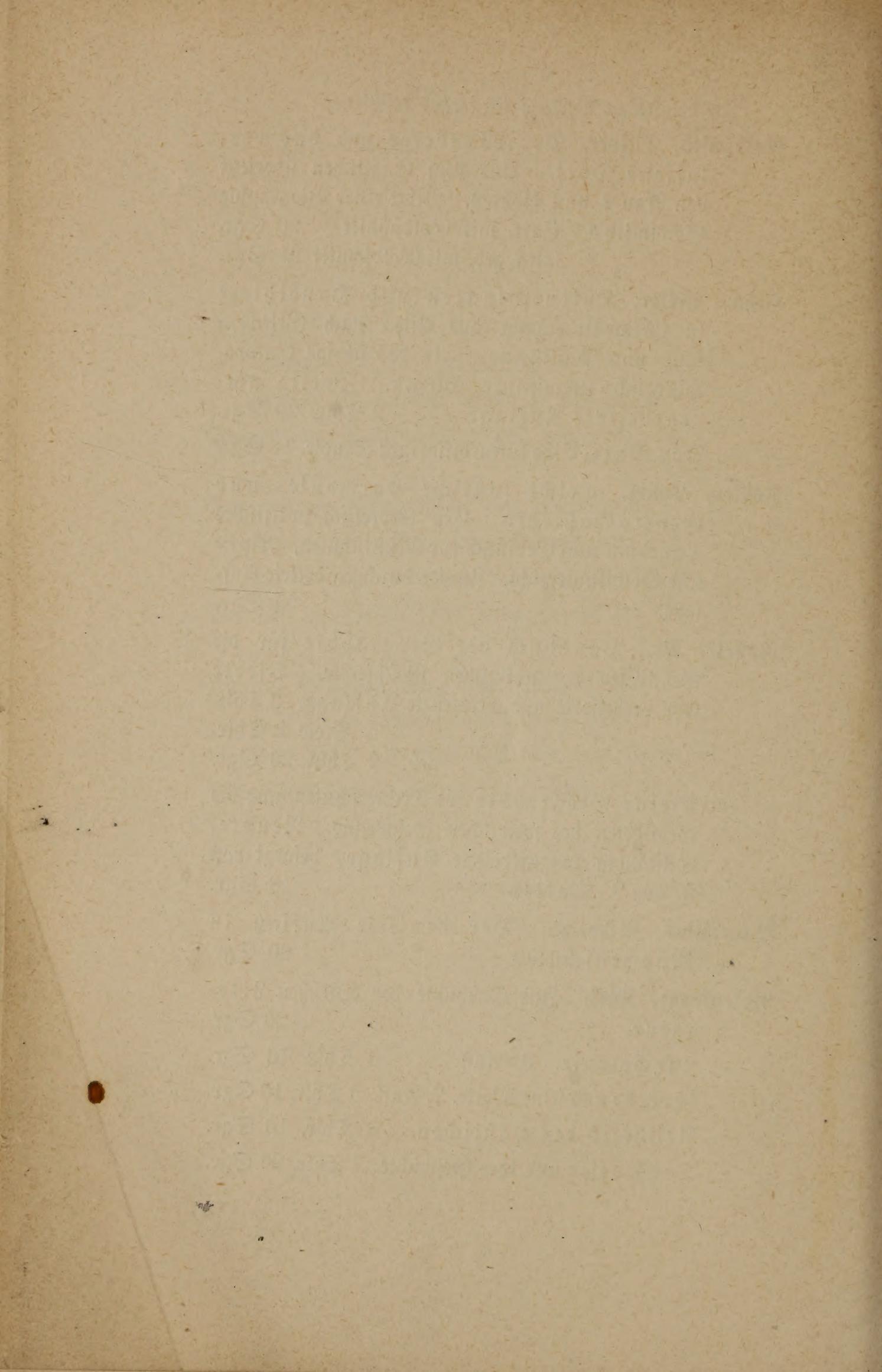
**Rosenkranz, Karl.** Zur Geschichte der deutschen Literatur. 20 Sgr.

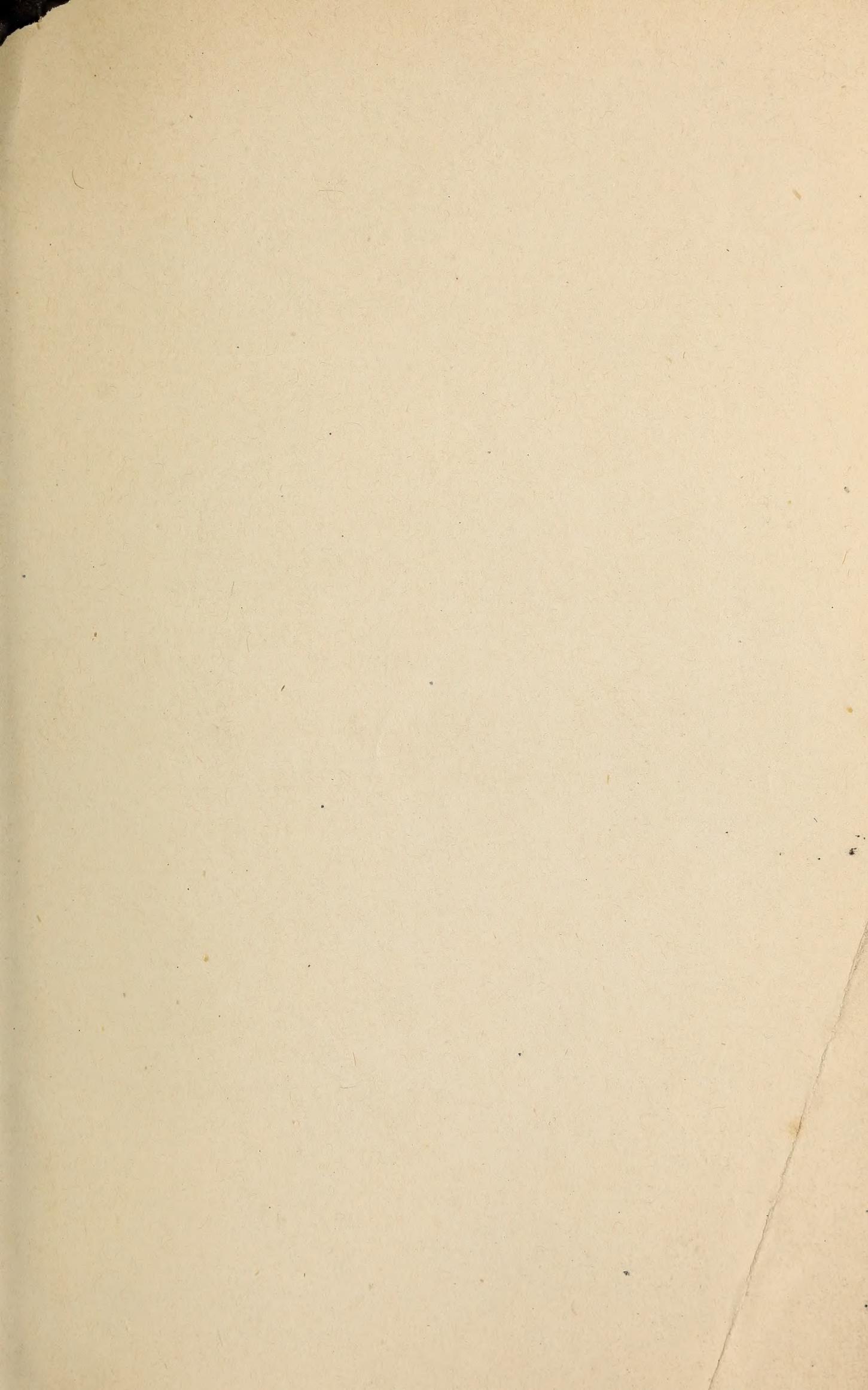
— —, Psychologie. 3. Aufl. 1 Thlr. 10 Sgr.

— —, Goethe und seine Werke. 2. Aufl. 1 Thlr. 10 Sgr.

— —, Aesthetik des Hässlichen. 1 Thlr. 10 Sgr.

— —, Die Poesie und ihre Geschichte. 1 Thlr. 20 Sgr.





BERLIN.

Druck der FRANZ KRÜGER'schen Buchdruckerei.